

Wehlauer Heimatbrief

14. FOLGE

WEIHNACHTEN 1975





Die Kreisgemeinschaft Wehlau

wünscht ihrem Patenkreis, Landkreis Grafschaft Hoya, den
Patenstädten Bassum, Hoya, Syke und allen Landsleuten
der Kreisgemeinschaft ein gesegnetes Weihnachtsfest und
ein friedvolles neues Jahr.

Unbeirrt wird unsere Arbeit dem Recht auf Heimat und
Selbstbestimmung gelten. Nichts kann uns hindern, der
Heimat die Treue zu halten.

Rudolf Meitsch, Wehlau
Kreisältester

Werner Lippke, Allenburg
Kreisvertreter

Hans Schenk, Tapiau
Stellvertreter



Satz und Druck: Karl Sasse Rotenburg (Wümme)
Verlag: Kreisgemeinschaft Wehlau
Redaktion H. Schenk, Fintel

Inhaltsverzeichnis

Weihnachtswünsche des Vorstandes	Seite	U2
Erklärung der Stadtgemeinschaft Königsberg	Seite	1
Was ein kleiner Tannenbaum erzählt	Seite	2
He ward em schon flöcke	Seite	4
Ein Original	Seite	6
Abschied von Allenburg	Seite	7
Foto: Natura Milchfabrik „Glücksklee“ in Allenburg	Seite	8
Foto: Die Alle bei Koppershagen	Seite	9
Kampf gegen die Arbeitslosigkeit	Seite	10
Werbung Ostpreußenblatt	Seite	10
Wie die Dörfer Birkenfelde zu ihrem Namen kamen	Seite	11
Brandt und Guillaume	Seite	11
Getrübtes Rechtsempfinden und Unterscheidungsvermögen	Seite	13
Deutsche Sprach' ist schwere Sprach'	Seite	14
Wehlauer Peerdsmarkt	Seite	16
Sedanfeier in Allenburg	Seite	16
Zur Diffamierung Deutscher in den Ostgebieten	Seite	18
Eine Reise in das polnisch besetzte Ostpreußen	Seite	20
Foto: Werbeplakat aus Medingen	Seite	23
Wer bestimmt über unser Privatvermögen im Osten?	Seite	28
Mustertestament	Seite	30
Was lange dauert, wird endlich gut	Seite	31
Spendeneingänge	Seite	32
Wir gedenken der Heimgegangenen	Seite	35
Wir gratulieren zum Geburtstag	Seite	36
Familiennachrichten	Seite	39
Foto: Im russisch besetzten Tapiau	Seite	U3
Foto: Gutshaus Langendorf	Seite	U3
Werbung	Seite	U4

Erklärung

**der Stadtgemeinschaft Königsberg, Pr.
zusammen mit den Kreisgemeinschaften Eichniederung, Fischhausen,
Gerdaunen, Gumbinnen, Heiligenbell, Insterburg-Land,
Königsberg-Land, Labiau, Pr. Eylau und Wehlau
verkündet auf den Heimattreffen Pinneberg am 27. April 1975,
Mülheim a. d. Ruhr am 11. Mai 1975 und
Heidenheim a. d. Brenz am 12. Oktober 1975**

Die Königsberger Stadtgemeinschaft ist hier mit Vertretern und Landsleuten aus jenen ostpreußischen Kreisen zusammengetreten, deren Heimatgebiet nördlich der sowjetisch-pölnischen Demarkationslinie in Ostpreußen liegt, um an das Ereignis der Flucht vor dreißig Jahren zu erinnern.

Sie sah sich hierzu umso mehr veranlaßt, weil jene Mächte, die von weltweiter Entspannung sprechen es gegenwärtig zulassen, daß trotz UNO-Menschenrechtsdeklaration riesige Menschenmengen in aller Welt immer wieder zu panikartiger Flucht veranlaßt werden. Von der Entspannung in der Welt wird also nur gesprochen. Noch lebt in uns der Schrecken der Flucht, noch tragen wir schwer an dem Verlust geliebter Menschen. Dreißig lange Jahre warten wir darauf, unseren Fuß wieder einmal auf die Heimat Erde setzen zu dürfen.

Es werden an ehemalige Bewohner der sowjetisch besetzten Gebiete Ostpreußens auf schriftliche Anfragen von dort keine Auskünfte erteilt, kein Auswärtiger, also kein Deutscher oder anderer Westeuropäer, darf seinen alten Besitz oder die Gräber seiner Angehörigen besuchen und dieses Gebiet wurde bis Ende 1948 von deutschen Menschen entblößt.

Es ist nicht bekannt geworden, daß auf nur einer internationalen Konferenz diese Fakten erwähnt wurden. Auch kann man nichts über folgerichtige humanitäre Schritte der Regierung irgendeines Staates erfahren.

Wir fordern daher, daß das Gebiet von Königsberg künftig in die Normalisierungsgespräche von unserer Bundesregierung einbezogen wird. Wir gehen davon aus, daß dafür ein geeigneter Zeitpunkt ausgewählt wird!

gez. Albinus

Was ein kleiner Tannenbaum erzählt

Man hat mich vom Walde genommen,
mit Wurzeln grub man mich aus.
Ich sollte zu Ehren kommen
zur Weihnacht, in einem Haus.

Ich harre mit Spannung der Dinge,
die nunmehr warten auf mich.
Ich bin ja so klein und geringe,
wenn ich mich mit andern vergleiche.

Wie wird es mir, Bäumchen, ergehen?
Die Spannung wächst immer mehr,
Viel' Augen suchen und spähen
nach Weihnachtsbäumen umher.

Der Markt mit den Weihnachtsbäumen
ist immer reichlich beschickt;
doch ich darf träumen und träumen,
weil niemand mich Kleinen erblickt.

Ich passe ja nur in ein Zimmer,
das räumlich sehr winzig und klein;
doch da soll mein Kerzenschimmer
auch Freude bringen herein.

Sieh' da, ganz kurz vor dem Feste,
als vieles verlesen schon ist,
bis auf ganz wenige Reste,
– damit ihr alle es wißt, –
da naht meine große Stunde,
ich werde gedreht und beseh'n
und höre aus einem Munde:
„Das Bäumchen will ich erstehn.

Es paßt gerad' in die Ecke
von meinem ganz kleinen Raum,
wenn schön ich's mit Lichtern bestecke,
so ist es der richtige Baum“.

Das Bäumchen, mit zitterndem Herzen,
hört, wie benommen, sich's an:
„Ob ich all die schönen Kerzen
auch wirklich tragen kann?“

Man pflanzt in ein Töpflein mit Erde
mit allen Wurzeln mich ein,
daß ich nicht kümmerlich werde
und meine Nadeln nicht streun.

Man bringt mich zu einem Balkone
bis nahet die heilige Nacht,
dann hat man von meinem Throne
mich in das Stüblein gebracht.

Dort wurd ich mit Lichtern gezieret,
und fein mit Lametta behängt.
Fast wär mir, so hat's mich gerühret,
vor Freude das Herze gesprengt.

Und oben an meiner Spitze,
da glitzerte funkelnd ein Stern,
wie eine silberne Mütze,
das mochte ich gar zu gern.

Auch eine silberne Kette,
und kleine Sternchen, so viel,
die glitzerten um die Wette
im strahlenden Lichterspiel.

Und dann erklangen die Lieder,
die schönsten, die je ich gehört,
so lieblich wieder und wieder.

Vor Freude war fast ich betört.
Ich durfte als Sinnbild hier stehen
vom Glanz in der heiligen Nacht,
die damals das Licht hat gesehen,
das der Erlöser gebracht.

Fast wollte das Herz mir zerspringen
ob all dieser Seligkeit,
ob all dem jubelnden Singen
in dieser fröhlichen Zeit.

Die Weihnachtslieder verklangen,
die Tage des Fest's sind dahin.
Was wird man mit mir nun anfangen?
Mir wird ganz traurig zu Sinn.

Da höre ich jemanden sprechen:
„Das Bäumchen ist gar zu schön,
wir wollen es nicht zerbrechen,
es soll in dem Garten stehn.

Dort soll es weiter gedeihen,
und Weihnachten, übers Jahr,
soll es uns wieder erfreuen“.
Ist das nicht ganz wunderbar?

jetzt 238 Schleswig, Memeler Straße 16
Anna Walter, Dettmitten

He ward em schon flöcke

Ein kleines, schwächtiges Gnoß von 12 Jahren war ich, als ich das erste Mal in Ferien fahren durfte. Unser Lehrer machte mit uns eine Fahrradtour. Wir wollten über Labiau, Rossitten nach Rauschen an die Samlandküste.

Bevor die große Reise losging, mußten wir unsere Fahrräder in Ordnung haben. Die Eltern sollten für gute Bereifung, Flickzeug, Schraubenschlüssel und Beleuchtung sorgen. Mein Rad war in bestem Zustand – nur die Bereifung ließ meiner Meinung nach doch etwas zu wünschen übrig, bei meiner „zahmen“ Fahrweise wirklich kein Wunder. Vater meinte dann nach gründlicher Inspektion: „Va dat Hindarad keep öck di e nie Schlauch on Mantel, owa Vähre loat wie dä Bereifung so wie se ös, on wenn di wat passeeat – denn wat he em di schon flöcke“.

So ganz war ich damit nicht einverstanden, denn was uns unser Lehrer sagte, mußte doch befolgt werden. Mutter zerstreute schließlich meine Bedenken und so kam der große Tag der Abfahrt immer näher.

Der Koffer war gepackt und wurde auf dem Gepäckträger festgemacht. An die Lenkstange kam die Tasche mit Butterbrot und Sprudel. Dann ging es los. War das ein Verabschieden und Händedrücker, Ermahnungen anhören usw., bis ich endlich losstrampeln konnte. Es war ja auch eine große Reise für mich Heemske.

Munter und fröhlich trafen wir uns auf dem Schulhof. Unsere Wangen glühten vor Reiseieber und Erwartung. Herr Dehnert, unser Lehrer, begrüßte uns, ließ dann die Kleinen voranfahren und die Großen mußten sich anschließen. Wie ausgelassene kleine Fohlen strampelten wir los. Das Wetter meinte es auch gut mit uns. Einzelne Schäfchenwolken zogen langsam am Himmel dahin. An den Feldrändern blühten Kornblumen und Klatschmohn. Am Wegrand hier und da die himmelblaue Wegewarte. Es schien ein Sonntag zu sein.

Nach einiger Zeit wurde kurze Rast gemacht, etwas getrunken oder auch gegessen, dann ging es wieder weiter. Es war kurz vor Labiau – ich meine, ich sehe das kleine, sehr spitze Steinchen noch heute – ich traf es mit meinem Vorderrad ganz genau! Es gab einen kleinen Knall, dann machte es Pfffff und die Luft war raus! Ich hatte nun den so von mir gefürchteten Platten. Schnell sprang ich vom Rad, die anderen Kinder hielten auch an und ein Junge rief „Herr Lehrer, der Lotte ist die Luft rausgegangen!“ Herr Dehnert besah sich den Schaden und meinte: „Lotte, da hätte der Papa aber auch eine neue Bereifung kaufen können!“ Ich nickte schuldbehaftet, hütete mich aber zu sagen, daß Vater gemeint hatte: „He wart em schon flöcke“. Er hat ihn dann ja auch geflickt, genau wie Papa das vorausgesehen hat. Ein paar große Jungs halfen dabei. Der Schaden war schnell behoben, denn Flickzeug hatte ich ja.

Wir haben in Labiau den Dampfer doch noch pünktlich erreicht. Unsere Räder wurden verladen, wir setzten uns auf das Oberdeck und sahen ins Wasser. Es war schön, solange wir noch festlagen. Später auf dem Haff wurde es einigen Kindern schlecht, mir auch. Wir Landratten kannten außer unseren Teichen und der Nehne und dem Pregel kein größeres Gewässer. Mitten auf dem Haff sahen wir ja kein Land mehr und die Wellen erschienen uns reichlich hoch.

Wir atmeten auf, als wir Rossitten erreichten. Fester Boden unter den Füßen war doch etwas anderes. Unsere Räder wurden ausgeladen und weiter ging es zur Jugendherberge.

Am nächsten Tag besuchten wir die Vogelwarte. Sie war sehr interessant für uns. Eine Wanderung in die Umgebung schloß sich an. Wir kamen auch zum Möwenbruch. Hier nisten unzählige Möwenpärchen. Bei unserem Herannahen gingen große Schwärme dieser Vögel mit lautem Gekreische hoch. Sie sollten sich wohl in ihrem Brutgeschäft gestört fühlen.

Sandige Wege führten uns durch lichte Kiefernwälder. Die Sonne meinte es zu gut. Es roch in der Hitze kräftig nach Harz und trockenen Kiefernadeln. *Wir erreichten die Dünen und standen dann plötzlich an der Ostsee. Überwältigend war der erste Anblick. Welle auf Welle rollte im Sand aus. Erstaunt waren wir, daß so viele Menschen in diesem unruhigen Wasser badeten.* Es schien ihnen Spaß zu machen. Hilde schielte mich von der Seite an: „Lotte, gehst du do renn?“ – Ich schüttelte den Kopf: „Meenst öck well hia vasupe?“ mit sehr gemischten Gefühlen sahen wir, wie die Großen und Herr Dehnert sich auszogen und ins Wasser gingen. Wir bangten um alle. Schließlich, es schien gar nicht so gefährlich zu sein, zogen wir unsere Kleider auch aus (unsere Badeanzüge hatten wir in der Jugendherberge daruntergezogen) und probierten zu baden. Wir wurden immer dreister und fanden es endlich auch herrlich, im Wasser zu tollen. Herr Dehnert konnte uns nachher kaum aus dem Wasser kriegen. Wie dumm wir doch gewesen waren.

Am nächsten Tag fuhren wir die Küste entlang bis nach Cranz. Der Strand war hier viel stärker besucht, als in Rossitten. Die Promenade, das Kurhaus, die Anlagen um Cranz und der weite Strand zogen viele sonnenhungrige Gäste an. *Wir badeten und streiften dann durch den schönen Ort. Später strampelten wir weiter nach Rauschen. In der Jugendherberge machten wir Quartier. Die Räder wurden in einem Schuppen untergebracht, unsere Betten gebaut, schnellstens Badezeug angezogen und fort ging es zum Strand. Wir hatten gebadet und ließen uns von der Sonne trocknen. Da tauchte in unserer nächsten Nachbarschaft eine Badenixe in gelbem Trikot auf. Sie machte Freiübungen, gekonnt, aber doch zuviel Bewunderung heischend, wie wir Gören fanden. Endlich beendete sie ihre Vorführungen und lässig an uns vorbeischlendernd fragte sie: „Mädels, ist Euch das Wasser zu kalt?“ „Nein, naß, Fräulein“, antwortete Grete Küstermann. Wir haben diese Nixe nie wieder-gesehen. Sie war auf solch eine Schlagfertigkeit nicht gefaßt gewesen.*

Auf Spaziergängen lernten wir die Ilskefalle und die Wolfsschlucht kennen. Blaubeeren wuchsen hier in Mengen. Wir pflückten emsig und ließen uns dann in der Jugendherberge Milch dazu geben. Das schmeckte herrlich.

Abends kletterten wir müde vom Wandern und Schauen in die Betten. *Vor dem Einschlafen wanderten die Blicke zu den Sinnsprüchen an den dicken Balken über uns. Einer ist mir in Erinnerung geblieben. – Sitzt Krät, wat kroopst, kunnst nich hucke bliewe? – Frohgemut und voll von all dem Geschauten kehrten wir nach einigen Tagen nach Hause zurück.*

Geblieben ist bis heute die Erinnerung an all die Schönheiten unserer lieben, fernen Heimat. Dank über das Grab hinaus unserem Lehrer, Herrn Karl Dehnert, der uns die Augen für alles Schöne unserer Heimat öffnete.

Charlotte Hille, 589 Schalksmühle

Ein Original

In Ostpreußen gab es zu allen Zeiten besonders knorrige Gestalten und Originale, die neben ihren Absonderlichkeiten meist auch einen ausgesprochenen Sinn für einen manchmal recht derben Humor hatten. Von dem vor hundert Jahren lebenden Rittergutsbesitzer Käs wurm auf Parnehenen erzählt Sebastian Hensel, damals Besitzer von Gr. Barthen in seinem „Lebensbild“ (Berlin 1903):

„Zu meiner Zeit waren hervorragende Mitglieder der Salzburger die Brüder Käs wurm auf Parnehenen und Puspfern. Der Parnehener lag wie fast alle Gutsbesitzer dieser Zeit in beständiger Fehde mit dem Landratsamt und allen Behörden.

Einer seiner Nachbarn klagte ihm einmal, er habe einen äußerst renitenten Ortsarmen (diese sind verpflichtet, als Entgelt für den Lebensunterhalt leichte Arbeiten auszuführen), dem sei alles zu schwer, und dabei fresse er wie zwei Scheunendrescher. Käs wurm bat sich den Mann aus, er werde in schon kurieren. Er führte ihn auf eine ganz entlegene Stelle des Gutes, wo nie ein Mensch vorbeikam, und sagte ihm: „Hier hütest Du eine Kurre (Truthe)! Das wird dir wohl nicht zu schwer sein. Aber wehe Dir, wenn ich komme, und du schläfst, oder ich finde die Kurre im Getreide“.

Das ging so zwei Tage. Am dritten Tag kam der Mann und bat flehentlich um andere Arbeit, und wenn sie auch noch so schwer sei, er wolle alles lieber tun, als so ein Biest hüten.

Käs wurm besuchte einst den Wehlauer Pferdemarkt und zankte sich, wahrscheinlich schon etwas bezechet, mit seinem Freunde Fernow aus Kuglacken, mit dem er zusammen hingefahren war. Als Fernow nach Hause fahren wollte und Käs wurm aufforderte, wieder mitzukommen, erklärte dieser, mit solch einem Kerl setze er sich nicht auf einen Wagen. Alles Zureden half nichts, und Fernow mußte allein abfahren. Käs wurm kneipte vergnügt weiter, bis selbst die ausgepichtesten Kumpane allmählich verschwanden und er schließlich allein in dem wüsten Gastzimmer stand.

Alle Bekannten waren weg, er mußte sich zu Fuß nach Parnehenen aufmachen, und inzwischen hatte es angefangen, stark zu regnen. Bei heulendem Sturm, quatschnaß und ziemlich nüchtern geworden, kommt er an das erste Chausseehaus, der Schlagbaum ist heruntergelassen. Käs wurm klopft ans Fenster und fragt den verschlafenen heraussehenden Einnehmer: „Was kostet ein Ochse Chausseegeld?“ – „Einen Groschen“. – „Und ein Esel?“ – „Auch einen“. – „Da haben Sie zwei Groschen! Ich bin ein Ochse und ein Esel zugleich. Ich konnte nach Hause fahren und renne nun bei dem Schweinewetter zu Fuß.“

Seine originellste Geschichte war aber die mit dem Totenkopfhüsarenleutnant. So einer saß bei Guinand in Königsberg in der Weinstube, Käs wurms Stammkneipe, wenn er auf, aber nicht in Parnehenen war. Er hörte, wie der Krieger mit schnarrender Stimme den Kellner fragte: „Was haben Sie zu essen?“ – „Beefsteak“. – „Weiter nichts?“ – „Rostbeef“. – „Weiter nichts?“ – „Rostbraten. Con gracia in infinitum!“ – „Weiter nichts?“ – Endlich der Leutnant degoutiert: „Dann geben Sie mir ein Butterbrod!“

Darauf fragt Käswurm: „Kellner, was haben Sie zu trinken?“ – wiederholt die ganze Skala, die der Kellner aufzählt, ebenso mit „Weiter nichts?“ und schließt mit: „Na, dann geben Sie mir einen Cognac!“ – Der schwarze Totenkopf springt wütend auf und schreit: „Herr, Sie müssen sich mit mir schießen!“ Und Käswurm antwortet mit stoischer Ruhe: „Weiter nichts?“

Hensel

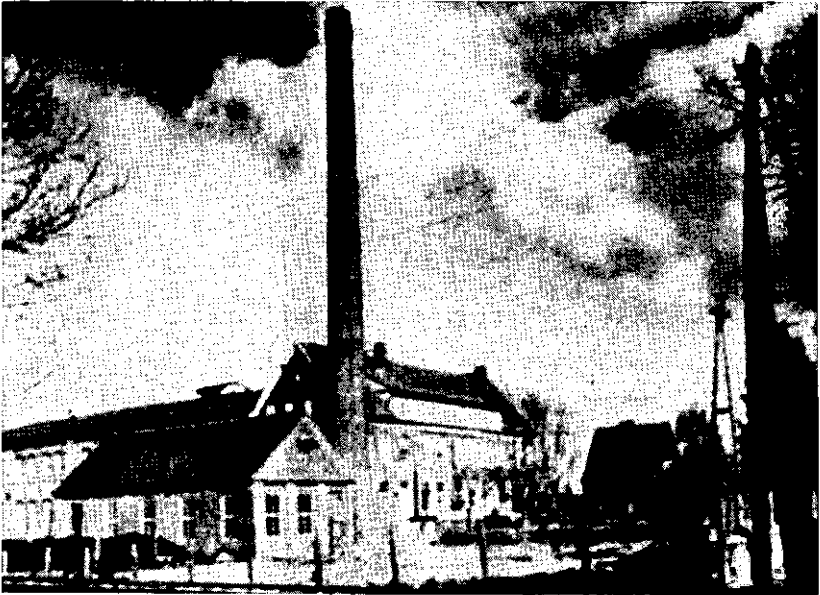
Abschied von Allenburg

Am 21. Januar 1945, vor Besetzung der Russen
am 23. Januar 1945

Im November 1944 wurde eine Pioniereinheit nach Allenburg verlegt. Offiziere mit einem Oberstleutnant wohnten im Hauptgebäude der Fabrik. Anfang Januar 1945 kam von der SS ein Sprengtrupp, um die Fabrik zu sprengen. Ich widersetzte mich, auch der Pionierstab, da wir noch normal arbeiteten. Hergestellt wurde gezuckerte entrahmte Kondensmilch, die zum größten Teil die Wehrmacht erhielt. Erschwert wurde die Arbeit dadurch, daß mir mehrere tüchtige Mitarbeiter zur Wehrmacht eingezogen wurden, darunter auch mein Betriebsleiter, Herr Ernst Herbst. Der größte Teil meiner Belegschaft waren zuletzt Franzosen und Polen, die erst angelernt werden mußten.

Der Krieg kam näher, versprengte Soldaten berichteten über Greuelthaten der Russen. Die Unruhe in der Bevölkerung wuchs von Tag zu Tag. Geschützdonner war zu vernehmen. Am 18. Januar wurde der Volkssturm zur Verteidigung Allenburgs aufgerufen. Die Straßen waren von Trecks, die aus dem Osten kamen, verstopft. Viele verließen ihre Wagen und gingen zu Fuß weiter. Auf den Wiesen trieben sich herrenlose Pferde und Kühe herum. Die Kühe brüllten, wollten gemolken werden. Niemand kümmerte sich um die Tiere. Auflösung überall. Auf dem Marktplatz spielten sich häßliche Szenen ab, auch Plünderungen von Geschäften fanden statt. Der Volkssturm löste sich auf. Einwohner, die nicht fliehen wollten, nahmen Gift.

Es kam der 21. Januar. An Schlaf war wenig zu denken. Viele Allenburger waren bereits mit wenig Gepäck auf der Flucht. Der Bürgermeister Herr Möller gab noch diverse Anweisungen. Nachts machte die Wehrmacht die Straßen frei, so daß noch um 6 Uhr der Tankwagen mit 3000 kg Magermilch aus Bartenstein ankam. Mein Maschinist Otto Neumann, der in Wehlau wohnte, kam nicht mehr. Mein Kondensierer Hofmann heizte die Kessel, ich schmierte die Dampfmaschine ab. Zu weiteren Arbeiten kam es nicht mehr, da die wenigen meiner Leute sich auf die Flucht vorbereiteten. Telefonverbindung mit Wehlau und Königsberg war noch intakt. Das Landratsamt Wehlau teilte mir mit, daß viele Bewohner sich auf der Flucht befinden und Vorhuten der Russen kurz vor Wehlau ständen.



Natura Milchfabrik „Glücksklee“ Allenburg

Einige Tage vorher hatten die Pioniere rings um die Fabrik zur Verteidigung Einmann-Löcher ausgehoben. Im Laufe des Tages neue Hiobsnachricht. Befehl vom Oberkommando an die Pioniereinheit, sofort sämtliche Geheimakten zu verbrennen. Dies geschah auf dem Fabrikhof. Fertigmachen zum Abmarsch nach Königsberg. Daraufhin verbrannte auch ich im Kesselhaus Geheimakten, Geschäftspapiere, als Luftschutzleiter geheime Anordnungen usw. damit sie nicht in die Hände der Russen fielen. Meine Sekretärin, Fräulein Näujok, half mir dabei. Ich verabschiedete mich von ihr, sie weinte. Auf der Flucht ist sie umgekommen.

Gegen 14 Uhr ging ich nach Allenburg zum Bürgermeister Herrn Moeller. Er war sehr beschäftigt mit Ausstellung von Dokumenten usw. und wollte am Abend nach Dienstschluß Allenburg verlassen. Mit einem Händedruck verabschiedete ich mich von ihm. Der Marktplatz war voll von Flüchtlingen, dazwischen betrunkene Zivilisten und Soldaten. Der Pöbel machte sich breit. Ich ging dann zum Bahnhof und verabredete mit dem Vorsteher, mich abends gegen 19 Uhr mit der Draisine nach Friedland abzuholen. Der Morgenzug nach Wehlau-Königsberg war noch gefahren. Dann wurde der gesamte Verkehr eingestellt. Die Brücke über den Masuren-Kanal sollte abends gesprengt werden, es war alles dazu vorbereitet.

Ich ging zurück zum Werk, wo mir ein Hauptmann der Pioniere mitteilte, daß Plünderer versucht hätten, ins Hauptgebäude einzudringen. Er ließ sofort vor dem Tor Posten aufstellen. Zum letzten Mal ging ich durch alle Räume

der Fabrik. Die vollen Milchbehälter standen noch, es herrschte unheimliche Stille. So nahm ich Abschied von der Fabrik Allenburg, wo ich über zwölf Jahre als Direktor gewirkt hatte, in der stillen Hoffnung, einmal wieder zurückzukehren. Kurz vor 19 Uhr hielt die Draisine vor der Fabrik, besetzt mit vier Bahnbeamten. Ich zog meinen Ledermantel an, steckte die Pistole in die Tasche, nahm einen Koffer mit den nötigsten Sachen und verließ meine Wohnung. Es herrschte Schneetreiben, Nordost-Wind bei minus 6 Grad Kälte. Die Flucht über das Haff begann. Etwa 30 Stunden später besetzten die Russen Allenburg.

Ich schließe meinen Bericht mit dem Gedenken an die Toten, die in Allenburg verhungert sind, die auf der Flucht umkamen und die von den Russen verschleppt wurden. Nur wenige von damals leben noch.

Die letzte Nachricht über die Fabrik wurde mir 1949 von Herrn Görke, den die Sowjets wegen der Stromversorgung bis Oktober 1948 festhielten. Das Hauptgebäude war niedergebrannt, die Fabrikräume wurden zur Lagerung von Getreide usw. benutzt. Auf dem Fabrikhof waren die beiden Wohnhäuser, der Gefolgschaftsraum verwüstet. Im Kesselhaus die beiden Dampfkessel ausgebaut und nach dem Osten abtransportiert, ebenfalls sämtliche Maschinen, Behälter und Apparate. Allenburg ist heute russisches Gebiet. Die Demarkationslinie zwischen der UdSSR und Polen verläuft etwa in der Mitte Allenburg-Gerdauen.

Hellmuth Möhrke



Die Alle bei Koppershagen

Kampf gegen die Arbeitslosigkeit

Ein Beispiel, wie man sie nicht beseitigt, konnte man heute, am 4. Oktober, 1975, lesen.

Die Bonner Spitzenpolitikerin, Parlamentarische Staatssekretärin im Bundeskanzleramt und SPD-Abgeordnete Maria Schlei mit einem Monatseinkommen von rund 15 000,— DM meint, durch Vergabe von Aufträgen an Schwarzarbeiter die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Von außen sieht man dem weißverputzten Haus die Schwarzarbeit natürlich nicht an.

Es ist ein wirklich herrliches Haus, das sie sich im romantischen Altmühl bei Kehlheim bauen ließ. Und vor allem einige Arbeiten waren sehr billig. Das kann der „einkommensschwachen“ Politikerin allerdings teuer zu stehen kommen. Denn Frau Schlei hatte Schwarzarbeiter. Die Handwerkskammer Regensburg prüft jetzt, ob die Staatsanwaltschaft eingeschaltet werden soll. Auf einer Kreistagssitzung in Kehlheim kam es heraus, und der Landrat Rudolf Faltermeier gab zu: „An freien Tagen und nach Feierabend haben zwei bis vier Männer des Kreis-Bauhofes für Frau Schlei gearbeitet. Jeder so 30 Stunden. Sie bekamen pro Stunde zehn bis zwölf Mark“. Bei einem Bauunternehmer hätte Frau Schlei 19,80 DM zahlen müssen, doch das ist nicht alles.

Der Landrat gab außerdem zu, daß ein im Landratsamt beschäftigter Ingenieur die Bauaufsicht führte und den Bauplan ausarbeitete. Und auch das noch: Das Bauamt stellte einen Laster zur Verfügung. Damit wurde Schutt abgefahren. Für die etwa drei Fahrten werde ich Frau Schlei jedoch pro Kilometer 40 Pfennig berechnen“, sagte der Landrat.

Frau Schlei äußerte sich dazu: „Wenn sich herausstellt, daß etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist“, sagte sie, „werde ich das selbstverständlich in Ordnung bringen“. Und dann: „Wenn ich mir so die Kosten ansehe, dann sind das wirklich keine Vorzugspreise“. Die Vorwürfe müsse sie entschieden zurückweisen. „Außerdem ist das ein kleines Ferienhäuschen für meine Familie und mich“.

Das Häuschen hat rund 120 Quadratmeter, vier „Schlafkojen“ (Frau Schlei), eine „kleine Küche“ mit einem „kleinen“ Esstisch, Wohnraum, Kamin, Holztäfelung innen und außen.

Um die Rechnungen haben sich eine gute Freundin und ihr Sohn gekümmert. Er ist 22 und studiert Jura, der weiß über alles Bescheid. Der Sohn allerdings meinte: „Ich weiß nichts von Schwarzarbeit. Ich war ja auch die meiste Zeit in Berlin“.

**Das Ostpreußenblatt
ist die Brücke zur Heimat und die Voraussetzung
für unsere Heimarbeit**

Wie die Dörfer Birkenfelde zu ihrem Namen kamen

Im Kreis Wehlau gibt es zwei Dörfer mit dem Namen Birkenfelde. Beide sind nicht nur von der Kreisstadt, sondern auch voneinander weit entfernt. Bei der Erledigung amtlichen Schriftwechsels gab es viel Ärger.

Da wurden beide Dorfschulzen – später hießen sie Gemeindevorsteher oder Bürgermeister – zur Bereinigung der öfteren Verwechslungen vorgeladen. Der eine war groß von Statur, der andere klein, und danach erhielten die Ortschaften ihre Bezeichnungen. Spaßig dabei war, daß die Größen der Ortschaften nicht mit denen der Schulzen übereinstimmten. So hieß zukünftig das kleinere Dorf: Groß Birkenfelde, das größere Dorf: Klein Birkenfelde. Dem Übel war abgeholfen, und die Briefe kamen zukünftig an ihren Bestimmungsort.

Bis zum Ersten Weltkrieg kam der Briefträger von Grünhayn mit Zeitungen und Briefpost nach Groß Birkenfelde, was durch den Staatsforst ein anständiger Fußmarsch war. Zum letzten Gehöft führte ein Fußsteig, der die Grenze zwischen dem Kreis Wehlau und Kreis Labiau bildete, an der Südseite des Ratswalder Wäldchens – Busch genannt – entlang. An besonders heißen Tagen ließ der Briefträger seinen Dienstrock bei uns mit den Worten: „Ön dem verfluchtje Barkeföld war öck noch mal dem Hitzschlag kriege“. Ein tüchtiger Topf Buttermilch brachte ihn wieder in friedlichere Stimmung. Übrigens war er ein großer Naturliebhaber, im Wald soll er manchen wilden Apfel- oder Birnbaum veredelt haben.

Käthe Schlingelhoff, Han.-Münden

Brandt und Guillaume

Von Rechtsanwalt Wolfgang Geißler, Hitzacker

Wie ein roter Faden durchzieht der marxistisch-kommunistische Komplex den Lebenslauf Willy Brandts. Schon in jungen Jahren verließ er Infolge seiner kommunistischen Einstellung die SPD und flüchtete 1933 aus Deutschland, um in der Emigration als marxistisch-kommunistischer Funktionär seinen revolutionären Neigungen im Banne seiner Vorliebe für die Sowjetunion zu leben. Einige Jahre später veranlaßten die labilen Verhältnisse Spaniens Stalin zu einer weitgehenden Intervention in Spanien, zu deren Abwendung die spanische Armee eingriff. Es gehört zur inneren Logik des vom marxistisch-kommunistischen Komplex beherrschten Lebens Willy Brandts, daß er im spanischen Bürgerkrieg unter dem Panier der roten Fahne für die Sache der Weltrevolution kämpfte. Als er 1945 nach Deutschland zurückkehrte, machte er aus dieser Gesinnung keinen Hehl, so daß er zunächst in seiner Partei auf Wider-

stand stieß, um dann in der gleichen Partei hochzusteigen, als sich der bolschewistische Einfluß in der Welt, Europa und Deutschland konsolidierte und stärkte. Als die Regelung mit dem Osten reif wurde, konnte daher der Krenl für seine Deutschlandpolitik keinen geeigneteren Mann als Brandt finden. Er unterzeichnete die Verträge, die, im wesentlichen von Moskau entworfen, nichts weiter sind als in die Form eines Vertrages gekleidete Unterwerfung unter den Willen der Sowjets, während beim unpolitischen Bundesbürger durch die unwahrhaftige Propaganda der Eindruck erweckt wurde, als ob lange Verhandlungen in Moskau stattgefunden hätten, um Verträge zu erreichen, die dem Frieden und der Versöhnung dienen. In Wirklichkeit sind die Verträge eine tödliche Falle für die Bundesrepublik als den noch freien Rest Deutschlands. Sie vollziehen nicht nur die totale Liquidation Deutschlands durch die unwiderrufliche Anerkennung der Oder-Neiße-Linie und der Zonen-grenze im Austausch gegen jederzeit widerrufliche Gegenleistungen im Grenzverkehr, sondern sie statuieren auch die Anerkennung der Grenzen als unantastbare Pflicht für jedermann, also für jeden Bürger. Da eine solche Verpflichtung praktisch überhaupt nicht zu realisieren ist, liegt die ständige Zuwiderhandlung gegen diese Regelung in der Natur der Dinge. Moskau kann daher jederzeit wegen Verletzung der Verträge intervenieren, sobald ihm die in Zukunft sich ständig zu seinen Gunsten verändernde machtpolitische Entwicklung in der Welt hierfür günstig erscheint. Die Verträge sind daher eine Zeitbombe, bei der nicht die Explosion, sondern nur ihr Zeitpunkt ungewiß ist. Die Ostverträge in der vorliegenden Form hätten daher auch eine so korrupte Abgeordnetenfigur wie Steiner und eine so zwielichtige Erscheinung wie Wienand in Moskau Zwielichtigkeit im Reden und Handeln kennzeichnen überhaupt die gerade unter Führung Brandts einsetzende marxistisch-kommunistische Korruption der SPD durch Jusos und andere halb oder ganz kommunistische Kräfte, für die er die Verantwortung trägt, obwohl er sich nach außen von dieser Entwicklung distanzierte. Daß bei dieser Einstellung eine zielbewußte und geradlinige Politik auf keinem Staatsgebiet möglich war, liegt auf der Hand. Die ständig fortschreitende Inflation, unauflösbare Widersprüche in der Wirtschaftspolitik und schwere Fehler auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens sind die unausweichliche Folge einer solchen Einstellung. Von keiner Seite wurde daher Brandt intensiver als aus seiner eigenen Partei beschossen.

Der Fall Guillaume war daher nicht Ursache, sondern nur die letzte Veranlassung zu seinem Sturz. Auch hier zeigt sich wieder der rote, die Lebenslaufbahn von Willy Brandt durchziehende Faden des marxistisch-kommunistischen Komplexes, diesmal in der Form eines in seine Umgebung gesetzten bolschewistischen Agenten. Es ist eine einmalige Tragikomödie der Geschichte, daß der Mann, der wie selten einer in der Bundesrepublik Moskau zu Willen gewesen ist, der für seine Ostpolitik die Bezeichnung als Friedens- und Versöhnungskanzler in Anspruch nahm, durch einen Agenten eben dieses Ostens den entscheidenden Tritt erhielt. Mit dem Fall Guillaume war Brandt unhaltbar geworden. Er ist nicht zurückgetreten, sondern er wurde zurückgetreten. Er mußte als Bundeskanzler aus dem Verkehr gezogen werden, weil mit ihm in dieser Stellung kein Staat mehr zu machen war und vor allem Wahlen nicht mehr zu gewinnen waren.

Völlig undiskutabel ist auch das Verhalten Brandts beim Fall Guillaume. Am 26. April erklärte er im Bundestag, daß der Agent von ihm nicht mit Geheimakten befaßt war, während er in seiner Fernseherklärung am 8. Mai doch zugeben mußte, daß auch geheime Papiere in die Hand des Agenten gelangt sind. Als erschwerend kommt noch hinzu, daß die ersten Verdachtsmomente gegen Guillaume schon ungefähr acht Monate zur Kenntnis Brandts gekommen sind, ohne daß Brandt aus dieser Tatsache irgendwelche Konsequenzen zog. Jeder Regierungssekretär, der sich ähnlicher Unterlassungen schuldig macht, muß mit einem Disziplinarverfahren rechnen. Abstoßend sind auch die Geschichten privater Art, die jetzt über Brandt kolportiert werden. Wenn nur ein kleiner Teil hiervon wahr ist, so ist dies, vom Moralischen abgesehen, auch ein eindeutiger Beweis für die Torheit des Betroffenen. Angesichts dieser Tatsache sei an die SPD-Propaganda im Jahre 1972 erinnert: „Wir haben die besseren Männer“. Überzeugender ist diese Wahlpropaganda nicht ad absurdum geführt worden als durch die letzten Ereignisse um Brandt.

Getrübtes Rechtsempfinden und Unterscheidungsvermögen der Bundesregierung

Nach Ansicht des Bundesaußenministers und Vizekanzlers Hans-Dietrich Genscher ist es „notwendig, daß Israel die seit dem Krieg 1967 aufrechterhaltene territoriale Besetzung beendet“. In einem veröffentlichten Interview in der Kairoer Zeitung „Al Ahram“ wiederholte Genscher auch den in der Palästina-debatte der UNO-Vollversammlung vertretenen deutschen Standpunkt, der das Selbstbestimmungsrecht des palästinensischen Volkes unterstützt, selbst zu entscheiden, „ob es auf dem von Israel zu räumenden Gebieten eine eigene staatliche Autorität errichten oder eine andere Lösung will“ . . .

Die Bundesregierung schließt sich auch der Resolution der UNO (Nr. 242) vom 22. November 1974 an, nach der niemand eroberte, also mit militärischer Gewalt besetzte Gebiete annektieren kann, sondern die besetzten Gebiete wieder zu räumen hat, wenn die Kampfhandlungen beendet sind.

Als Vertreter der jetzigen Bundesregierung in der UNO hatte am 23. November 1974 Botschafter von Wechmar vor der UNO-Vollversammlung bereits erklärt: „Wir betrachten es als unzulässig, Gebiete durch Gewaltanwendung zu erwerben und halten es für notwendig, daß Israel die territoriale Besetzung beendet, die es seit dem Konflikt von 1967 aufrechterhalten hat“.

Dazu schreibt die Allgemeine jüdische Wochenzeitung vom 14. Februar 1975: „Von Wechmar hält es für unzulässig, Gebiete durch Gewaltanwendung zu erwerben. Er unterließ aber, die Aufhebung der Okkupation der deutschen Ostgebiete zu fordern und für die von diesen Gebieten Vertriebenen das Recht der Selbstbestimmung zu verlangen . . .“ Glaubt die Bundesregierung,

die Israelis zur Räumung der besetzten Gebiete auffordern zu können, weil diese zu rücksichtsvoll gewesen sind, nicht „reinen Tisch“ zu machen, wie es die Russen, Polen und Tschechen nach 1945 mit den Ostdeutschen gemacht haben, indem sie die dort einheimische Bevölkerung einfach vertrieben und noch heute daran hindern zurückzukehren?

Wenn die Bundesregierung nicht gleichzeitig vor den internationalen Gremien oder direkt von den Russen, Polen und Tschechen auf die Räumung und Rückgabe der von ihnen besetzten deutschen Gebiete zu drängen gewillt ist, hat sie moralisch kein Recht, die Räumung von Israel zu verlangen.

* * *

Zerrüttete Staaten sind dem Untergang geweiht, wenn Verurteilte rehabilitiert, Gefangene befreit und Emigranten zurückgeholt werden.

Cicero, römischer Staatsmann, 106–43 v. Chr.

Deutsche Sprach' ist schwere Sprach', manch' Wort hat drei Artikel: daß, die, der Teufel hol

Hierzu ein Erinnerungsbericht von Frau E. M. Zietlow

Wie fast jedes Dorf sein Original hat, so hatte auch das unsere das seine. Und wenn ich zurückdenke, waren sie fast alle irgendwie originell. Die Person, die heute aus der Truhe meiner Erinnerungen heraussteigt, war schon deshalb nicht zu übersehen, weil sie der Öffentlichkeit unserer Gemeinde „vorstand“. Diese „hochgestellte Persönlichkeit“, womit sie sich gerne selbst bezeichnete, von Hause aus ein Bauer von altem Schrot und Korn, fühlte sich in seinem Amt „gehoben“.

Naturgemäß lag ihm der Peitschenstiel und die Forke besser in der schwierigen Hand als der Federhalter. Da er ihn aber hin und wieder von Amts wegen führen mußte, oft mit Schweißperlen auf der gefurchten Stirn, war es mitunter ein schwereres Stück Arbeit als das Pflügen seines lehmigen Ackers. Jeder Mensch weiß, daß unsere Sprache ihre Tücken hat, fürnehmlich ihre Schreibweise, wenn sie außerdem mit Fremdworten reichlich gespickt ist oder ihre Ableitung dorthin bezieht. Das alles aber ließ unsere „hochgestellte Persönlichkeit“ kalt, er konnte es sich als solche leisten, seine Gedankengänge so zu formulieren, wie er es für richtig hielt. So z. B. war ein Arbeiter sehr erstaunt, als er die Chausseeebäume ausgelichtet hatte und sich dafür eine Bescheinigung für die Gemeindekasse von der Amtsperson — nennen wir sie S. — abholte, daß er „8 Tage Beine ausgeästelt hatte“. Ja, wundert Sie das, wo doch gerade die Zuchtsau am Ferkeln war, die Pferde angespannt vor dem Wagen standen, mit dem er zur Mühle fahren wollte. — Sein Lebenslauf hatte zu

der Zeit begonnen, als das Kaiserbild aus dem Haus eines jeden treuen Untertanen nicht wegzudenken war und der Umgang mit den gekrönten Häuptern in den Schulstunden die Köpfe der Schulbankinsassen rauchen ließ. Trotzdem staunten die Dorfbewohner, als sie am Bekanntmachungsbrett lasen, daß zu einem bestimmten Termin sämtliche Bullen des Ortes „gekrönt“ werden sollten, d. h. die Körung bevorstand. „Ein jeder gibt sich viele Mühe mit dem lieben Federvieh“, sagte bereits der bekannte Wilhelm Busch. Und mit wieviel Mühe und Sorgfalt, ja man könnte fast sagen, mit wieviel Liebe hegte und pflegte man diese Kochtopf-, resp. Bratpfannenaspiranten vom Ei bis zur knusprigen Mahlzeit auch gerade bei uns (20- bis 24pfündige Weihnachtsgans gehört doch nicht zum Geflügellatein, wohingegen ich „fliegende“ Weihnachtsgänse erst hier im Westen kennenlernte). Natürlich suchte man für einen derartigen Zweig der Geflügelzucht aus der weißgefiederten Schar ein stattliches Paar heraus, das den Erfolg garantierte. Man konnte aber auch Pech haben, wenn die Natur versagte, las man im Wehlauer Kreisblatt: „Ganter gesucht“. So erging es auch unserem Herrn Vorsteher – infolge „Un-(In)zucht“ bei seinen Zuchtgänsen inserierte er nach Bruteiern in der guten Hoffnung, aus einem sittlich weniger gefährdeten Stamm fettglänzende Spickbrustträger aufziehen zu können. – Aber sonst hatte er in der Landwirtschaft durchaus Erfolg. Das bewiesen seine wogenden Getreidefelder und saftige Wiesen, die er ja auch stets mit der nötigen Menge „köstlichen“ Düngers versah. Versteht sich, daß er auch der Technik und ihres Fortschrittes positiv gegenüberstand. In der nahen Kreisstadt konnte er auf einem Amtsgang zum Landratsamt die soeben fertiggestellte „Neutralheizung“ nicht genügend rühmen und sich mit den „Konkoristinnen“ freuen, die nun in schön durchwärmten Büroräumen ihre Arbeit ausführten. – Hin und wieder suchte er zu einem Männerwort die hart an der Hauptstraße gelegene Gastwirtschaft auf. Zu seinem Schrecken sah er dabei eines Tages schon von draußen die Kopfbedeckung eines „Kollegen von der Polizei“ auf der Fensterbank liegen. Er forderte diesen demzufolge auf, sie von dort herunterzunehmen, da Vorübergehende an der „Kandarre“ (Kokarde) hätten feststellen können, daß das Auge des Gesetztes schon seit Stunden tief in den vollen Gläsern ruhte. Und solches Tun hätte eventuell einen unliebsamen Schatten auf die eigene Standesehre werfen können. Bei rasch wechselnden Gläserunden erfuhren die Anwesenden auch manche erstaunliche Neuigkeit. So erwähnte er die große „Garage“ (Courage) seiner Tochter, die sich einer damals noch seltenen Blinddarmpoperation hatte unterziehen müssen. Sie überstand jedoch den Krankenhausaufenthalt leicht, was dem Umstand zu verdanken war, daß sie *genug „Unterstreuung“*, gemeint *Zerstreuung*, fand. Natürlich teilte man mit ihm die Verwunderung über die Tatsache, daß er bereits um 8 Uhr vormittags die Frauen eines Hauses in der Nachbarschaft noch im tiefsten „Gelee“ (Negligé) antraf. – Auch auf dem Landratsamt erheiterte man sich über manche Probe seiner Stilblüten.

So war es auch zu der Zeit, als man noch von Ostpreußen in den Freistaat Danzig reiste. Ein landwirtschaftlicher Angestellter wollte dort seine Verwandten besuchen und benötigte für diesen Zweck eine von der Ortspolizeibehörde ausgefüllte Bescheinigung. Am Kopf des Vordruckes stand: „Dient nicht als Ausweis“. Darunter schrieb unsere Amtsperson – „sondern als Knecht!“

Wehlauer Peerdsmarkt

Dort wo die Deime nach dem Haff zufließt
und wo die Alle in den Pregel sich ergießt,
wo in dem Frisching wühlt das wilde Schwein —
da kann doch nur der Kreis von Wehlau sein!

Von seinen Städten war bekannt
Wehlau, im ganzen Land!
Per Zug, per Wagen und in hellen Scharen
sah man dorthin „Koppscheller“ fahren.

Mit edlen Tieren und auch lahmen,
sie alle zu dem „Peerdsmarkt“ kamen.
Das war ein Handeln und ein Feilschen,
ein Hüh und Hott mit langen Peitschen,
doch der ward übers Ohr gehauen,
der dem „Ziegahn“ vertraut, dem Schlaunen.
Betrug, das war für ihn kein Laster,
und schon war los man Pferd und Zaster. —

Im Kronprinz spülte man hinunter
den Schreck und ward dabei recht munter,
bis sich der Tag hat neu gelichtet!
Solches ist wahr und nicht erdichtet!

E. M. Zietlow

Sedanfeier in Allenburg

Es war kurz vor der Jahrhundertwende. Man schrieb den 2. September. Wie alljährlich rüstete man zu einer Feier zum Gedenken an den Sieg bei Sedan, der den Krieg 1870/71 zu unseren Gunsten entschieden hatte, so daß das Reichsland Elsaß-Lothringen, das Ludwig XIV. uns widerrechtlich entrissen hatte, an Deutschland zurückfiel.

Alle Kinder hatten schulfrei, und am Nachmittag sollte im Mildtschen Garten, der auf einem kleinen Steifhang der Alle lag, gefeiert werden. Wir trafen dort unsere Bekannten von den umliegenden Gütern. Unsere Mutter saß mit ihnen zusammen. Wir Kinder tummelten uns im Garten. Zwischendurch strömte alles in den großen Pavillon. Dort wurden Reden gehalten und Lieder vorgetragen. Eines ist mir bis heute noch in der Erinnerung. Ein Kind fragt die Mutter, wann der Vater nach Hause käme und erfährt, daß er in dem Kriege in Frankreich gefallen ist.

Es legte sich drückend auf mich. Ich wurde von einer beklemmenden Traurigkeit erfaßt, im Gedanken, daß es — wie ich aus der Geschichtsstunde wußte — immer wieder Kriege gab.

Ich suchte nach meinen Schwestern. Sie spielten mit den Königstanner Jungen. Aber da traf ich Fräulein Schneller aus Schallan. Sie zog mich mit sich fort zu dem Buchengang, wo wir auf und ab gingen. „Sieh an“, sagte sie, „erst 10 Jahre bist du alt, und ich kann dich einhaken“. Ich war erfreut, daß sie so freundlich zu mir war und uns einlud, sie in Schallan zu besuchen.

Aber dann ging es wieder in den Pavillon, und im Gedränge verlor ich sie.

Wir hörten nun, daß mit einbrechender Dunkelheit die Hauptsache käme: ein Feuerwerk und Schlachtenmusik.

Unter Schlachtenmusik konnte ich mir nichts vorstellen, aber als er dunkelte und die beiden Luxhauser Jungen Fritz und Georg mich mit sich fortzogen, ging ich voller Spannung mit. Über die Alle hatte man eine Ponton-Brücke gebaut. Der Kriegerverein war wacker am Werk und brannte auf der anderen Seite der Alle ein Feuerwerk ab.

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ Die beiden Jungen erklärten mir, daß das der Anfang der Schlachtenmusik sei. Doch dann kam etwas ganz Absonderliches: eine Strohpuppe wurde unter großem Beifall verbrannt, und wir hörten, daß es sich um eine Attrappe für Benedetti handelte, der 1870 die französische Kriegserklärung überreicht hatte.

Ich wußte nicht, was dieser Spuk zu bedeuten hatte, aber den anderen schien er zu gefallen, und so stand ich verloren daneben.

Die Musik spielte jetzt das „Niederländische Dankgebet“. Der Männerchor sang das Lied. Ich hörte es zum ersten Mal, und es machte mir einen großen Eindruck. „Gott wollte, es sollte das Recht mit uns sein“. Ja, Gott hatte uns zu unserem Recht verholpen. Aber es war keine Beruhigung in mir, — alles war Unsicherheit. In der letzten Strophe setzten Trommelwirbel ein. Es klang wie Kanonendonner. Schlachtenmusik!

Doch dann wurde ein Hoch auf unsern Kaiser ausgebracht. Ich jubelte mit. Die Herren nahmen die Hüte ab. „Heil dir im Siegerkranz!“ „Nicht Ross', nicht Reische sichern die steile Höh, wo Fürsten stehn. Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Mannes gründen den Herrscherthron, wie Fels im Meer“.

Ich war wie befreit. Ja, das war das Sichere, das Verlässliche! — Das Fest war zu Ende. Ich fand meine Mutter und meine Schwestern. Wir gingen im Strom der andern. Ich gehörte zu ihnen. Das Gefühl der Verlorenheit und Unsicherheit schwand. Das Lied hatte uns geeint. „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns gründen den Herrscherthron, wie Fels im Meer“.

An einem sonnigen Oktobertag des Jahres 1910 stand ich auf einem der größten Plätze des Europäischen Kontinents: „Place de la Concorde“ in Paris. Um den Platz herum stehen Standbilder, Frauengestalten, die französische Städte darstellen sollen. Ich ging von einem zum andern.

Mein Blick fiel auf ein Standbild, das irgendwie bunt geschmückt schien. Ich trat zögernd näher. Sieh an! Strassbourg! Trauerflor! Tricolore! Kränze!

So also ist es! Langsam und in Gedanken ging ich zum „Arc de triomphe“. In den Innenseiten in Marmor gemeißelt alle Siege der „Grande nation“. Jena, Austerlitz, Friedland und andere. Nun, das war ihr gutes Recht, aber der Schmuck und Trauerflor am Straßburg-Denkmal bedeutete Provokation.

In der Pension sagten meine Gefährten: „Ja, das ist hier so, die geben nicht auf“.

Monsieur Charles, der Sohn unserer sehr feinen, gütigen Pensionsinhaberin, lud uns zu einem Vortragsabend im CVJM ein. Wir nahmen die Einladung gern an. Nach einem Vortrag über „die Normandie“ kündete der Leiter der Versammlung noch Vorträge über die anderen Provinzen an. Vor allem hätte man an „L'Alsace Lorraine“ gedacht.

Begeistert, stürmischer Beifall, der einem Tumult ähnelte.

Wir Deutschen saßen noch bis nach Mitternacht zusammen. Es half uns wenig, wenn wir das Verhalten der Franzosen mit Chauvinismus bezeichneten. Es half uns auch nichts, den Rechtsanspruch und die überragende Ausbildung unserer Streitmacht zu betonen. Sie würden sich bestimmt vorsehen, uns herauszufordern. Wir sahen doch ihre Soldaten und Offiziere auf der Straße. Kein Schneid, keine Haltung! Wir hatten nichts zu fürchten! Aber wovon wir nichts wußten, das war die Einkreisungspolitik von Eduard VII. Und die Tapferkeit der französischen Soldaten hatten wir auch unterschätzt.

Und so kam ein Tag, an dem wir es einsehen mußten, daß gerade das, was mir als Kind als das „Verlässliche, Gesicherte“ erschien, wankte.

Die Liebe des freien Manns hatte nicht genügt, den Herrscherthron zu sichern.

Anmerkung zu der Verbrennung der Stroh puppe. Heute würde ich einen solchen Spuk mit „primitiv“ bezeichnen. Und selbst in dem kleinen Provinzstädtchen kann man es so nennen.

Was aber soll man dazu sagen, wenn die Intelligenz der Bundesrepublik öffentlich eine Stroh puppe, die einen ihr nicht genehmen Minister darstellen soll, verbrennt?

Margarete Hopf

Zur Diffamierung Deutscher in den Ostgebieten

In einem offenen Brief an den Fraktionsvorsitzenden der FDP Mischnick macht Pfarrer i. R. W. Marienfeld, kurze Zeit auch 2. Geistlicher in Allenburg, seinem Herzen Luft. Den Lesern des HB wird er nachstehend zur Kenntnis gebracht.

„Sehr geehrter Herr Fraktionsvorsitzender!

In den 12-Uhr-Nachrichten vom WDR und NDR am 2. August 1975 wurde mitgeteilt, daß die ‚zwischen dem Bundeskanzler Schmidt und dem polnischen Parteivorsitzenden Gierek erzielten Vereinbarungen‘ von Ihnen ‚begrüßt worden‘ sind. Mit dem ‚erreichten Ergebnis werde nunmehr rund 125 000 **deutschstämmige Polen** (Hervorhebung von mir) die Chance zur Ausreise in die Bundesrepublik eröffnet‘.

Die Bezeichnung dieser 125 000 als ‚deutschstämmige Polen‘ durch einen Spitzenpolitiker der Koalition erschien mir so unglaublich, daß ich erst beim WDR nach dem genauen Wortlaut Ihrer Erklärung angefragt habe, und nun liegt die Antwort vor: Sie haben tatsächlich diese 125 000 als ‚deutschstämmige Polen‘ bezeichnet. Das ist einfach ungeheuerlich, sehr geehrter Herr Dr. Mischnik! Sie sind doch nicht Irgendwer, sondern als Fraktionsvorsitzender der FDP ein sehr einflußreicher Politiker, – und Sie bezeichnen diese, die die Volksrepublik Polen nun nach Ihrer Absichtserklärung herauslassen will, als ‚deutschstämmige Polen‘! 30 Jahre lang haben sie nun für ihr Deutschtum und auch für ihren christlichen Glauben dort gestanden, Schikanen und Terror, Verunglimpfung und Verhöhnung haben sie nicht dazu gebracht, davon abzulassen, daß sie Deutsche sind. Immer wieder haben sie Anträge auf Umsiedlung in die Bundesrepublik Deutschland gestellt, – und wieviel Not haben sie nicht allein schon nur durch die Stellung eines solchen Antrages bei den Behörden, bei den Betrieben – und bei ihren polnischen Nachbarn auf sich genommen, aber sie haben trotz mehrfacher Ablehnung es immer wieder von neuem versucht! Die Volksrepublik Polen hat ihnen freilich durch Gesetz vom 8. Januar 1951 zwangsweise die polnische Staatsbürgerschaft verordnet und durch das gleiche Gesetz ihnen zugleich die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt, wie ja Diktaturen Menschen ausbürgern und einbürgern, wie es ihnen gefällt. Aber die zwangsweise Aberkennung einer Staatsbürgerschaft ist gegen alles Völkerrecht gegen die ‚Allgemeinen Menschenrechte‘ – und auch gegen die eben erst abgelehnten Absichtserklärungen in Helsinki.

Die Deutschen dort sind und bleiben deutsche Staatsbürger, und die bei der Ratifizierung der Verträge von Moskau und Warschau einstimmig angenommene Resolution des Bundestages und das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 31. Juli 1973 bestätigt das eindeutig. Wenn die Volksrepublik Polen diese nun als polnische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit bezeichnet, müssen Sie als Politiker des freien Westens das übernehmen? Sollten Sie nicht um dieser Menschen willen auf den Menschenrechten und auf unser Grundgesetz bestehen, nachdem auch diese 125 000 zugleich mit all denen, die da nicht herauskommen, Bürger des Deutschen Reiches sind, das in den Grenzen von 1937 völkerrechtlich weiterbesteht, – genau solche Staatsbürger wie Sie – und wie wir, die wir durch die Flucht und Vertreibung 1945 und kurz danach unsere Heimat verlassen mußten.

Ich stelle mir vor, Sie reisten nach Friedland, wenn diese nun ankommen, um sie zu begrüßen. Da ständen Sie vor diesen, einem müden, verarbeiteten und zerquälten Haufen. Würden Sie diese als ‚deutschstämmige Polen‘ ansprechen? Sie müßten es doch, wenn Sie konsequent und ehrlich bleiben wollten! Und was würden diese wohl dann sagen: Wir haben eine Heimat verlassen, weil wir Deutsche bleiben wollten, aber die Deutschen hier nehmen uns nicht an. Wir sind für sie – Polen, zwar deutschstämmige, aber eben doch Polen! So würden wenigstens die Bauern meiner früheren Gemeinde in Masuren denken.

Ich fürchte, geehrter Herr Dr. Mischnik, Sie haben durch diese Bezeichnung Menschen nicht nur zutiefst verwundet, sondern einer wirklichen Aufnahme dieser in unsere Bundesrepublik Deutschland und ihrer Integration in sie einen Bärendienst erwiesen. Wir haben mit ihnen dort als Deutsche unter

Deutschen zusammengelebt –, und auch wir alle, die wir bis 1945 dort unsere Heimat hatten, sind von ihrer Aussage zutiefst mit betroffen.

Da Ihre Erklärung vom 2. August 1975 eine breite Öffentlichkeit erreicht hat, werde ich auch diesen Brief der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen.

Ich verbleibe mit ergebenem Gruß

gez. W. Marienfeld“.

(von 1934 bis zur Vertreibung Pfarrer
in Wallenrode, Kreis Treuburg, Ostpreußen)

Diesen Brief hat Pfarrer i. R. Marienfeld allen Vertriebenenverbänden, Vorständen der Landsmannschaften und deren Kreisvertretern usw. mit einem Brief, in dem nachstehender Absatz beachtenswert ist, übermittelt.

Er weist darauf hin, daß viele Politiker der Koalition sich nicht nur die Sprachregelung des kommunistischen Ostens zu eigen gemacht haben, sondern sich auch seinen Grundauffassungen weitaus angenähert bzw. übernommen haben.

Die immer wieder angegebene Begründung, das geschehe um der Menschen willen, zieht doch nicht mehr, wenn dabei ständig das Völkerrecht und die Menschenrechte drangegeben werden. Denn diesen ständigen, immer wieder neu offenbarten Verzicht auf Völkerrechte und Menschenrechte in den Verhandlungen und Abmachungen mit der Sowjetunion und ihren Satelliten müssen doch die Menschen dort selbst bezahlen, wie es die Million Deutsche in Polen immer wieder neu erfahren. Anstatt das kommunistische System in seiner Unmenschlichkeit, das politische Rechte gegen Menschen einhandelt und sich diesen Handel noch bezahlen läßt, vor der Weltöffentlichkeit anzuklagen, ist es in unserer Bundesrepublik Deutschland dahin gekommen, daß die kommunistischen Machthaber noch um ihrer Menschlichkeit willen hier gelobt werden, weil sie diese 125 000 herauslassen, – und viele unserer Politiker rechnen das sich selbst noch als Erfolg an! Hier ist doch alles auf den Kopf gestellt: Rabiate Unmenschlichkeit wird als wahre Menschlichkeit ausgegeben und Handel mit Menschen als großes Entgegenkommen und echte Barmherzigkeit!

Eine Reise in das polnisch besetzte Ostpreußen

Bericht von Rektor i. R. Oskar Schlokot, Tapiau

Im Dezember 1972 lasen wir im Ostpreußenblatt das Angebot der Alpenland-Reisegesellschaft zur Fahrt Nr. 1806 nach Allenstein. Die Reise begann mit der Bahn in Köln, führte über Berlin, Hannover, Berlin Ostbahnhof nach Posen, von dort mit Bus-Orbis nach Allenstein. Mein Sohn und ich stiegen in Hannover in den Liegewagen ein – und ab ging's nach Ostpreußen.

In Ostberlin lange Kontrollen. Als wir ausstiegen, war der Anschlußzug bereits abgefahren. Verspätet fuhren wir mit dem Zug nach Warschau weiter und waren um 18 Uhr in Posen.

Im Luxushotel „Markuri“ dinierten wir (polnische Suppe als Kaltschale, Kotelett, Bier, Wasser, Eis).

Hier wurde das Geld 1 zu 14 Zloty gewechselt.

Von hier aus ging es mit zwei Bussen „Orbis“ (Warschauer Busunternehmen) durch die Gegend. Wir fuhren auf die Europastraße 8. Es ist keine Autobahn, doch gut ausgebaut, streckenweise mit Beleuchtung, an den Haltestellen standen Schutzhütten. Die Eisenbahnlinie elektrisiert. Die Ernte war bereits in vollem Gange. Auf den großen Getreideschlägen waren bis zu drei Mähdrescher eingesetzt. Neben den Großgrundwirtschaften (riesige Viehherden über 100 Stück) waren auch viele kleine Bauernhöfe zu sehen, zwei bis drei Stück Vieh auf der Weide angepflockt, Erntewagen mit ein bis zwei Pferden bespannt. Hier und da wurde noch mit der Sichel gearbeitet. Neben alten Gebäuden standen auch Neubauten mit Flachdach. Außer Getreidefeldern und Weiden gab es auch große Felder mit Flachs und Mais.

Wir trafen nur wenig Autos, doch einzelne Motorradfahrer. Die Straßen waren wenig belebt, sie glichen mit ihrem alten Baumbestand schattigen Alleen. Wo Straßenverbreiterungen geplant waren, sind zu beiden Seiten, 1 bis 2 Meter ab, bereits junge Bäume gepflanzt. Die weiten Ebenen, der weite Blick, das herrliche Grün der dunklen Laubwälder erfreute das Auge. Dazwischen die leuchtenden Flächen der Masurischen Seen machten das Ostpreußenlied verständlich. Es war unser Ostpreußen mit seinen Feldern, Seen und Wäldern und dem blauen Himmel mit weißen Wolkentupfen.

Außer den arbeitenden Menschen auf den Feldern waren in den Dörfern nur wenige zu sehen, die den zwei Reisebussen bewundernd nachschauten. Um 23 Uhr kamen wir in Allenstein an. Quartier bezogen wir im Hotel Warmlinski, I. Kategorie. Später stellten wir fest, daß über der Tür II. Kat. stand. Die Küche war bereits geschlossen, das Personal wurde herbeigeholt. Es gab kalten Kasseler, Zunge, Brot, Butter, Bier, Wasser.

Bei der Zimmerverteilung stellte es sich heraus, daß unser Zimmer bereits von zwei Damen (das waren wir) besetzt war. Wir bekamen dann Zimmer 251.

Zunächst sah alles sehr ordentlich aus, doch alle Türen quietschten, in der vierarmigen Deckenbeleuchtung brannte nur eine Birne, das Waschbecken hatte keinen Stöpsel, Kaltwasser lief überhaupt nicht, der Wasserhahn tropfte dauernd; drehte man ihn auf, stürzte das kochendheiße Wasser spritzend heraus, und man hatte Mühe, den Verschluß einigermaßen festzubekommen. Unter dem Becken stand eine Schüssel, in der ließen wir das Wasser zum Waschen abkühlen. Nur eine Nachttischlampe brannte, bei der zweiten fehlte der Druckknopf. Bei dem Radiogerät waren die Drehknöpfe herausgerissen. Auf dem Schreibtisch stand ein Haustelefon, von dem aus man alle Zimmer des Hotels anrufen konnte.

Das Hauspersonal arbeitete in drei Schichten. Das Bedienungspersonal jung und eigentlich ganz fit. Im ganzen Hause bestand Planwirtschaft. Morgens um 8 Uhr gab es Frühstück. Es bestand fast immer aus zwei Scheiben Kasseler, Brot, Brötchen, Butter oder Marmelade. Dann gab es Kaffee mit

dickem Kaffeegrund (ohne Sahne), Tee mit Zucker und Zitrone oder kalte Milch.

Freitag, den 3. August, wanderten wir mit der Reiseführerin zunächst in die Altstadt. Die Reiseführerin war eine dunkle, schlanke Dame aus Warschau, bereits Großmutter, hatte eine deutsche Mutter und sprach anstoßend deutsch. Wir durften sie mit Frau „Ali“ ansprechen. Die Straßen waren sauber, von beiden Seiten bebaut. Im alten Schloß ist ein Museum untergebracht mit Stücken aus alten Funden, historische Andenken, ausgestopfte Tiere und Vögel. Die Erklärungen wie überall (Baujahr, Bauherr, Stil). Alles betont polnisch. Überall, im Schloß, auf den Straßen, in den Schaufenstern Bilder von Kopernikus. Durch die Anlagen kamen wir zur Basilika. Eine Stadtrundfahrt machte uns mit dem Neuaufbau bekannt. Am Rande der Stadt Hochhäuser mit zehn Stockwerken, neu eine Autoreifenfabrik. Die Kortauer Irrenanstalten beherbergen einige Fachschulen.

Vor dem Kriege hatte Allenstein etwas über 30 000 Einwohner, nach dem Kriege waren es etwa 10 000. Jetzt zählt die Stadt rund 110 000 Einwohner, fast ausschließlich junge Polen.

Ein Gang durch die Stadt ergab folgendes Bild: Reger Betrieb auf den Straßen, die Menschen gut gekleidet, Frauen in Mini, Schuhe wie hier mit dicken hohen Absätzen, Männer im Poloheemd, Schuhwerk im ganzen sehr gut. Leider war nicht festzustellen, wer Einheimischer und wer Tourist war. Wir als Deutschsprechende waren sofort erkannt, es umkreisten uns Zigeunerfrauen, Buben und Mädchen, sie baten um Geld, Zigaretten, Kaugummi.

In den Schaufenstern der Kaufhäuser sind viel Schmuck, auch Textilien und Schuhe ausgelegt. In den Kaufhäusern war ein reichliches Angebot, doch wenig Ware sah man in Fleisch- und Bäckereien. Auf den Wochenmärkten bieten Kleinbauern alles an, was Garten, Feld und Wald zur Zeit hergeben (Obst, Beeren, Pilze, Gurken, Gemüse usw.). So das allgemeine Leben in der Stadt. In der Stadt Zlotywechsel 1:24.

Sonnabend, den 4. August. Ab 9 Uhr Touristenfahrt nach Masuren über Ortschaften, an den Niedersee, dort Fotoaufnahmen. In Nikolaiken schwimmt noch der Stinthenget an der Brücke. Zum Mittagessen im Lokal II. Kat. gab es Lauchsuppe mit Brot und Butter, Schlei in Sahnesoße, Kotelett mit Kartoffeln und Tomatensalat und Kaffee. Auf der Überfahrt nach Lötzen überraschte uns ein heftiges Gewitter. Spät waren wir wieder in Allenstein.

Sonntag, den 5. August, gingen wir 8 Personen zur Kirche, wo in deutscher Sprache ein evangelischer Gottesdienst stattfinden sollte. Früh waren wir da, die Tür noch verschlossen. Wir setzten uns in die Anlagen. Schon bettelten Zigeuner. Ein angeblich deutscher Mann gesellte sich zu. Wir versuchten, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Endeffekt: Er wollte Geld und Zlotys.

In der Kirche setzten wir uns in die ersten Reihen. Die meisten Besucher waren alte Leute. Das Orgelspiel begann, der Gesang setzte ein, aber in polnischer Sprache. Wir sangen zu den bekannten Melodien den deutschen Text mit. Dann die Predigt in polnischer Sprache. Wir waren ehrlich enttäuscht, steckten unsere Zehnmarkscheine weg und legten in die Kollekte nur Zlotys.

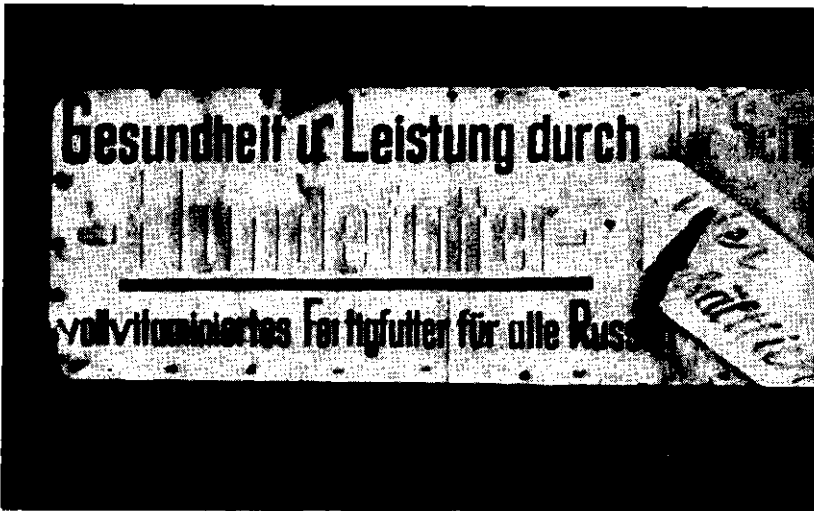
Zu unserem Kreis zählten auch drei Damen, die aus Allenstein stammten. Sie baten den Pfarrer um eine Aussprache. Er lud uns in sein Büro ein. Erst erledigte er amtliche Sachen, uns wurden Stühle gebracht, und dann

harten wir der Dinge, die da kommen sollten. Die Allensteiner Damen eröffneten das Gespräch. Sie fragten nach Angehörigen, nach Friedhof und Gräbern und bekamen Auskunft – der Pfarrer sprach gut deutsch – soweit er orientiert war. Es kam nicht viel dabei heraus.

Nun waren wir am Zuge. Doch bevor wir ins Gespräch kamen, fragte der Pastor, ob jemand eine deutsche Zigarette hätte, ermöchte gern eine rauchen. Nun, die hatten wir, die deutsche Zigarette.

Auf die Frage, warum er nicht deutsch predige, da er doch so gut deutsch spräche, erwiderte er, er dürfe es nicht. Er dürfe auch nicht die evangelischen deutschen Gemeindeglieder zu Bibel- bzw. Gebetsstunden zusammenfassen. Es ist ihm verboten. Ob nicht Touristengeistliche mit den Allensteinern einen deutschen Gottesdienst halten könnten, gab er zur Antwort: Möglichkeit bestände, doch seine deutsche Predigt müßte vorher ins Polnische übersetzt werden, sie würde dann überprüft und übersetzt werden, und dann könnte eventuell die Erlaubnis gegeben werden.

Selbst wenn eine sterbende deutsche Frau um seinen Beistand bäte, dürfte er nur dann deutsch mit ihr sprechen, wenn er allein mit der Frau wäre, selbst alle Angehörigen müßten das Zimmer verlassen.



Gesehen in Medingen

Als wir erklärten, daß die Reiseleiterin uns gesagt hätte, – wir kamen auf das Minderheitenproblem zu sprechen – wenn zehn deutsche Kinder den Schulunterricht in deutscher Sprache wünschten, dann müßte dem stattgegeben werden. Da sind Sie falsch unterrichtet, sagte er. Eine unserer Damen äußerte sich über die Familienzusammenführung so: Seitdem Brandt an der Regierung ist, ist sie (die Familienzusammenführung) ins Stocken geraten. Früher hat es ganz gut geklappt. Darauf gab er die erklärende Antwort: Laut

amtlicher Bekanntmachung aus Warschau gibt es in Masuren keine Deutschen mehr, also könnten auch hier keine ausreisen.

Und wie sieht die Wirklichkeit aus? Mehrere aus unserer Reisegruppe stammten aus Allenstein und Umgebung. Sie besuchten dort deutsche Verwandte und Bekannte und erfuhren von ihnen, daß es überall noch Deutsche gäbe, die Anträge auf Ausreise gestellt hätten, die aber immer wieder ohne Begründung abgelehnt wurden. Diese Betroffenen führen nun in Unkenntnis der Lage den Ausreisestopp auf die Regierung Brandt zurück. Nun ist es ja klar: würden Ausreisegenehmigungen erteilt werden, würde sich Warschau selbst Lügen strafen, denn: „es gibt hier keine Deutschen mehr“.

Auf unsere Frage, woher der Pfarrer stamme, erwiderte er: aus Kattowitz. Auf die persönliche Frage an ihn, ob er sich als Deutscher oder Pole fühle, gab er zur Antwort: Natürlich als Pole. Damit war die Unterhaltung beendet.

Montag, den 6. August, um 6 Uhr Abfahrt nach Danzig auf der Europastraße 81 über Osterode, Liebermühl, Elbing, um 9 Uhr in Danzig kurze Wanderung durch die Altstadt zum Krantor, um 11 Uhr weiter auf der E 16 nach Zoppot. Reger Betrieb am weiten Strand. Auf der Marienburg nur Außen- und Innenhof-Besichtigung. Die Innenräume sind am Montag immer geschlossen. Wir hatten den Verdacht, daß man sie uns nicht zeigen wollte.

Der Frauenburger Dom stand im Zeichen Kopernikus. Der Dom wird zur Zeit renoviert.

Bis hierher waren mein Sohn und ich Touristen, die am allgemeinen interessiert waren. Am freien Dienstag, dem 7. August, verfolgten wir unser spezielles Interesse. Wir bemühten uns um einen Chauffeur, der auch deutsch sprechen konnte. Der stellte sich uns (meinem Sohn und mir) mit seinem Mercedes zur Verfügung. Auf die Frage nach den Kosten: „Was Sie geben“. Da hatten wir Klarheit!

Wir hatten uns vorgenommen, Lötzen, Treuburg, Masurenhof, Billstein, Goldap und eventuell Skandau zu besuchen.

Auf der Einfahrt nach Lötzen stießen wir auf das Hotel Zamek. Hierfür hatten wir eine Adresse an Frau Rogalla, die hier als Mamsell arbeitet. Wir bekamen hier in deutscher Sprache freundlich und nett Auskunft. Frau Rogalla sei zur Zeit krank und wohne da und da in einer Siedlung. Wir wurden vom Hotel bei Frau Rogalla telefonisch angemeldet. Als wir das Haus gefunden hatten, lief ein zwölfjähriges Mädchen lachend auf uns zu und begrüßte uns freundlich. Die deutsche Mutter und der polnische Vater empfingen uns freundlich vor der Tür – obwohl wir ihnen unbekannt und nur eine Adresse von ihren Bekannten aus Bayreuth hatten. Wir brauchten uns nicht auszuweisen. Kaffee, Schokolade und sogar Mittagessen wurde uns angeboten. Eine gute Stunde dauerte der Besuch. Frau Rogalla arbeitet im Hotel, ihr Mann ist Kraftfahrer bei einer Baufirma, sie haben ein eigenes Häuschen gebaut, sind gut eingerichtet. Sie zeigten uns alles mit besonderem Stolz. Die Kinder besuchen die polnische Schule. Es geht ihnen gut. Mit dem Wunsch, doch noch einmal ranzukommen, schieden wir mit den besten Eindrücken und Wünschen voller freudiger Erwartung, was uns noch bevorstand. Es kam anders, als wir dachten.

Unser nächstes Ziel war Treuburg (Oletzko). Dort gehörte unserm Schwager das Hotel „Königlicher Hof“ mit Konditorei und Kino. In Pacht hatte er den „Masurenhof“ und das Ausflugslokal „Liebchensruh“. Treuburg mit dem einst größten Marktplatz Europas (28 Morgen) war nicht wiederzuerkennen. Hätten wir nicht den deutschsprechenden Chauffeur gehabt, wir hätten uns nicht zurechtgefunden. Wir umrundeten zweimal den einst freien Marktplatz, in dessen Mitte einst auf einem Hügel eine Kirche und eine Schule standen. Nichts mehr von alledem. Eine große Grünanlage war entstanden, die Häuser zum größten Teil abrasiert, einzelne Neubauten, die alte Post stand noch. Wir stiegen aus dem Auto und suchten das Hotel „Königlicher Hof“, wo wir zu Mittag essen wollten. Mein Sohn entdeckte den kleinen Rest der ehemaligen Konditorei. Weiter nichts mehr da, eine neu angelegte Straße, kein weiterer Anhaltspunkt. Das Hotel „Kronprinz“ auf der anderen Marktseite war auch nicht mehr.

Ich suchte das Landratsamt, um von da einen Blick über den See nach Mosehnen zu tun. Dort war ein 4 ha großer Garten angelegt, der auch zum „Königlichen Hof“ gehörte, mit Wochenendhaus, wo wir lange Jahre unseren Urlaub am See verlebten. Ich fand keinen Durchblick. Als wir durch die Straßen gingen und uns unterhielten, fielen wir einer alten Frau auf. Sie sprach uns an. Mein Sohn blieb stehen und unterhielt sich mit ihr. Ihre Kinder wären im Westen, sie sei zu alt, um von hier wegzugehen, führe ein bescheidenes, zufriedenes Leben. Mein Sohn drückte ihr einen Schein in die Hand, wofür sie gerührt weinend dankte.

Wir hatten einst die Nachricht bekommen, daß der „Masurenhof“ abgebrannt sei. Von der Frau erfuhr mein Sohn, daß der „Masurenhof“ wieder aufgebaut sei. Darüber erfreut, holte er mich zurück.

Nun wollten wir aber zuerst Mittag essen. Mit Hilfe des Chauffeurs fanden wir dann eine neue Gaststätte, die gut besucht war. Am Tisch, an dem wir Platz nahmen, war die große Fensterscheibe ausgeschlagen, der Vorhang wehte über den Tisch. Der Chauffeur übersetzte die Speisekarte. Wir aßen zu dritt: zweimal Erbsensuppe, einmal Kartoffelklöße, dreimal Schweinebraten tranken fünf Bier und eine Limonade, 3 Tassen Kaffee und bezahlten nach deutschem Geld nicht ganz 5,— DM.

Auf gings zum Masurenhof.

Da stand er vor uns, wie wir ihn kannten, nur statt mit Schilf mit Schindeln gedeckt. Da standen die alten schmiedeeisernen Lampen, da war die Tanzfläche, die Anlagen verkrautet, dann der Durchblick zum See. — Wir voller Erwartung hinein. Die Diele mit Kamin wie früher, dasselbe Feuerbesteck.

Da daß, scheinbar lesend, ein beleibter Herr. Ich ging gleich hindurch in den Speisesaal, die Tafeln waren schön gedeckt. Da wurden wir polnisch angesprochen, verstanden aber nichts. Der Chauffeur gab uns als Touristen aus, die ehemals hier gewohnt hatten. Wir waren also unerwünscht. Der Chauffeur wurde abseits ins Verhör genommen, mußte sich ausweisen, seine Papiere aus dem Auto holen usw. Meinem Sohn wollte man den Fotoapparat abnehmen. Wir erfuhren, daß der Masurenhof Erholungsheim für Polizeibeamte

sei und waren damit rausgewiesen. Mein Sohn war sehr enttäuscht und riet mir, ja dem Hause fern zu bleiben. „Liebchensruh“ ist erneuert, ein zweites Ferienhaus ist nebenbei erbaut, und überall im Walde stehen die zweibettigen Liegehütten.

Wir waren nun stark deprimiert und machten uns auf nach dem Gut Billstein (2500 Morgen), das dem Bruder meiner Frau gehörte. Es war schwer zu finden, weil es nur den Eigennamen hatte und zu keiner Gemeinde gehörte. Den polnischen Namen wußte niemand. Aus Erinnerung suchten wir, fuhren und landeten auf dem Gutshof. Alles war wie einst, nichts zerstört. Da stand das Schloß, die Wirtschaftsgebäude, die Brennerei, das Hühnerhaus und die Schmiede mitten im Hof. Männer, die auf dem Hof arbeiteten, fragten wir nach dem Verwalter. Der war gerade mit seiner Frau auf einem Pferdewagen auf den Hof gekommen. Der Chauffeur stieg aus und fragte, ob wir uns den Hof ansehen könnten, da hier Verwandte von uns gewohnt hätten. Es wurde uns nicht gestattet, aus dem Auto zu steigen mit der Begründung, daß er sonst von Warschau aus Schwierigkeiten bekommen würde, wie es ihm im vergangenen Jahr erging, als er Besuchern den Hof gezeigt hatte. Also wieder große Enttäuschung, und weiter gings zur nächsten Etappe.

In Goldap auf dem Marktplatz wieder dasselbe Bild, viel zerstört, besonders auf dem Marktplatz. Wir fanden weder das Geburtshaus meiner Frau, noch den Besitz meines Schwagers. Alles in Schutt und Asche. Am Friedhof der Großeltern fuhren wir vorbei. Kaum ragten die Grabsteine aus dem Unkraut. Der lange Tag, er brachte uns nur Enttäuschungen.

Am Mittwoch, den 8. August, war das Ziel Rastenburg, die Wofsschanze, ehemaliges Führerhauptquartier. Die Fahrt ging über Wartenburg, Bischofsburg, Röbel nach Hl. Linde. Dort kurze Besichtigung mit üblichen Erklärungen. In Rastenburg war Mittagspause und mit Besichtigung der Wolfsschanze drei Stunden Aufenthalt. Wir nutzten diese Zeit, um nach Skandau zu fahren. Wir bestiegen ein Taxi, leider konnte der Fahrer nicht deutsch sprechen. Nach 20 Minuten Fahrt lasen wir am Wegweiser: Skandawa, und schon waren wir im gesuchten Dorf. Wir fuhren vom Bahnhof über den Gutshof bis zur „neuen“ Schule, in der ich zehn Jahre gearbeitet hatte und stiegen da aus. Das Haus verschmutzt, dient heute als Kino. Nebenbei die alte Schule unverändert, der Garten verwachsen, alles menschenleer. Gegenüber der Gutshof von Neumann, so wie einst, nichts zerstört.

Leider war zunächst niemand anzutreffen, der deutsch sprach. Daß wir Touristen aus Deutschland waren, erkannte ein alter Mann, der deutete auf einen Jungen, der über die Straße lief und sagte: Matka! Wir folgten dem Knaben, klopfen im Haus an der Tür, wo er verschwunden war. Obwohl wir Stimmen hörten, öffnete niemand. Auf wiederholtes Klopfen öffnete der Junge die Tür und machte achselzuckend Gesten und ließ uns stehen. Wir versuchten es wieder, als ein junges Mädchen ins Haus ging, doch ohne Erfolg. Nun war man schon auf uns aufmerksam geworden, mehrere Leute standen herum. Ein alter Mann konnte gebrochen schlecht deutsch, er wußte die Namen einiger ehemaliger Besitzer und gab an, hier sechs Jahre als Kriegsgefangener gelebt zu haben. Dann kam ein anderer dazu, der besser deutsch sprach.

Und nachdem Zigaretten angeboten waren, kamen wir allmählich ins Gespräch über Schule, Friedhof, wo unsere Tochter begraben liegt. Doch der Friedhof ist eingeebnet.

Plötzlich war ein Militärauto da, wie aus dem Boden gestampft. Es hielt: Militär – Polizei! Skandau liegt unmittelbar an der Demarkationslinie (russische Grenze). Die Männer bei uns wurden verhört. Wir mußten unsere Pässe vorzeigen, die genau abgeschrieben wurden. Dann stieg ein zweiter Beamter aus dem Auto. Er nahm zuerst seinen Kollegen beiseite, dann einzeln die Männer, die mit uns gesprochen hatten. Das „Volk“ stand abwartend abseits.

Wir hatten dann der Polizei klargemacht, daß wir Touristen und in Allenstein stationiert seien. Dann wurden uns die Pässe zurückgereicht, und die Herren verabschiedeten sich. Mit den beiden alten Männern gingen wir dann zusammen zu unserem Auto auf dem Gutshof. Wir fuhren nach Rastenburg zurück. Bald waren wir alle beisammen. Mit neuen Erlebnissen und Erkenntnissen fuhren wir wieder einmal enttäuscht nach Allenstein zurück.

Donnerstag, der 9. August, war frei zur eigenen Verfügung. Die jungen Leute fuhren an den See zum Baden. Ich blieb im Hotel und machte meine Notizen.

Freitag, der 10. August, war der letzte Tag unserer Masurenreise. Es wurden noch Einkäufe gemacht, die letzten Zlotys ausgegeben und gepackt.

Am Donnerstag war noch ein Abschiedsabend. Vom Reiseleiter angesprochen, spendete jeder Teilnehmer – aber nur in deutschem Geld – 5,- DM für Getränke, und die wurden auch reichlich in Flaschen aufgefahren.

Zum Abendessen gab es Hähnchen mit Brot und Butter, Gänsebraten mit Kartoffeln und Kohl, an Getränken Bier, Wasser, Wodka, bulgarischen Wein, Krimlikör. Bald war Stimmung, und es wurde auch getanzt.

Zwischendurch wurden auch in DM Trinkgelder für die Reiseleiterin und die Chauffeure gesammelt.

Freitag, den 10. August, aßen wir zu Mittag gebackene Forellen mit Butter und Brot, Kohlsuppe, Rinderbraten mit Kartoffeln, Kaffee, Bier, Pfirsiche und Pflaumen.

Auf der letzten gemeinsamen Ausfahrt geschah folgendes: Die Reiseleiterin verlangte von allen die deutschen Karten mit den alten und neuen Grenzen. Sie hätte sie bereits auf der Herreise abnehmen müssen, es unterlassen und sei deswegen gerügt worden. Meine Ostpreußenkarte hatte sie sich schon früher leihweise aushändigen lassen, um auf ihrer polnischen Karte die deutschen Namen einzutragen. Ich hatte aber meine Karte bereits unserem deutschsprechenden Chauffeur abgegeben, der darum gebeten hatte. Ich sagte ihr das. Darüber markierte sie die Ungehaltene und meinte, jetzt würde sie Schwierigkeiten bekommen, weil sie die Karten nicht abgenommen hätte. Alles durchsichtige Finten. Eine Dame zerriß ihre deutsche Karte und warf sie der Leiterin vor die Füße.

Noch in der Bahn auf der Heimreise ereignete sich ein Schelmenstück. Die „Ali“ hatte gesehen, wie jemand von den Mitreisenden Kassetten eingekauft hatte, die er wohl nicht mitnehmen durfte. Alles Gepäck von den Mitreisenden, die mit dem jungen Mann im Abteil saßen, wurde gründlich durchsucht, nichts wurde gefunden.

Am Sonnabend, dem 11. August, dem Abreisetag, fuhren wir mit „Orbis“ Bus von Allenstein über Frankfurt-Oder, Thorn, Gnesen nach Posen. Hier nahmen wir im Luxushotel „Merkurius“ das Mittagessen ein. In Sonderwagen, die bis Köln durchfuhren, waren wir um 3 Uhr in Hannover. Hatten da fast vier Stunden Aufenthalt. Im Wartesaal konnten wir so mancherlei Beobachtungen machen.

Sonntag, den 12. August, waren wir um 15 Uhr wieder in Kemnath.

Mit eigenen Augen haben wir viel gesehen und noch mehr erlebt. Man sieht die Westdeutschen lieber als die Zonenbewohner, man liebt unsere harte DM, aber fürchtet uns. Warum? Wir haben ihnen ja nichts weggenommen. Wir wollen weiter nichts, als die Stätten und Orte besuchen, wo wir gelebt haben und wo man uns vertrieben hat. Man verwischt und verschweigt alles, was deutsch war, betont deutlich nur immer das Polnische, füttert die Touristen mit *verfälschter Geschichte*. Kein deutscher Name ist mehr zu lesen, mit Vorsicht darf noch deutsch gesprochen werden. Aus all den Maßnahmen liest man deutlich nur Angst. Unrecht darf niemals Recht werden.

Wir dürfen die Heimat niemals aufgeben und mit ganzem Einsatz das Selbstbestimmungsrecht, Erfüllung der Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung, Art. 46; und der Genfer Konvention, Art. 49, fordern. Wir sind und bleiben die rechtmäßigen Eigentümer Ostdeutschlands. Darüber können keine Brandt'schen Realitäten und von Bahr formulierte Verträge hinwegtäuschen.

Es ist verständlich, daß Polen das Milliardengeschenk – unser Eigentum – von Brandt behalten möchte. Unverständlich ist es, daß die Bundesregierung noch weitere Milliarden an Polen verschenken will, um die wir durch den *beabsichtigten Abschluß des Lastenausgleichs erneut betrogen werden sollen**.

*Anmerkung der Redaktion. Die letzten Zeilen schrieb nicht der Autor des Reiseberichtes, sie schrieb die Redaktion.

Wer bestimmt über unser Privatvermögen im Osten?

Was Herr Dr. Eggert dazu sagt, wird nachstehend auszugsweise mit den *wichtigsten Ausführungen unseren Lesern mitgeteilt*.

Zunächst wird empfohlen, den Artikel auf Seite 10/11 des Heimatbriefes, Folge 13 vom Juni 1975, zu lesen, dem die Präambel des Lastenausgleichsgesetzes vom 1. Oktober 1969 angefügt werden muß. Dieses Gesetz wurde beschlossen „unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Gewährung und Annahme von Leistungen keinen Verzicht auf die Geltendmachung von Ansprüchen auf Rückgabe des von den Vertriebenen zurückgelassenen Vermögens bedeutet, und unter dem weiteren ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Gewäh-

rung und Annahme von Leistungen für Schäden im Sinne des Beweissicherungs- und Feststellungsgesetzes weder Vermögensrechte des Geschädigten berühren noch einen Verzicht auf Wiederherstellung der unbeschränkten Vermögensrechte oder auf Ersatzleistungen enthalten . . ." Es besteht also rechtlich und völkerrechtlich kein Zweifel, daß wir nach wie vor Eigentümer unseres Besitzes im Osten sind, wenn wir auch zur Zeit nicht frei darüber verfügen können. Dagegen hilft auch kein Gerede über die vorliegenden politischen Realitäten. Hier handelt es sich um unzerstörbaren Grundbesitz im Osten, der eines Tages wieder von seinen tatsächlichen Eigentümern oder deren Nachkommen in Besitz genommen wird, und sei es auch erst nach Jahrzehnten.

Wir Vertriebenen, die Grundeigentum (Häuser, Ländereien oder Betriebsvermögen) in den von Russen, Polen oder Tschechen besetzten Ostgebieten haben oder inzwischen geerbt haben, müssen dafür Sorge tragen, daß ihre Kinder oder Enkel zu gegebener Zeit privatrechtlich auch tatsächlich in der Lage sind, ihr Eigentum wieder in Besitz nehmen zu können, sobald sich die politische Lage entsprechend geändert hat. Und das kann über Nacht geschehen. Jeder vertriebene Grundeigentümer muß daher für den Fall seines Todes rechtliche Verfügungen treffen. Ebenso wie er rechtliche Verfügungen über sein vielleicht wieder in Westdeutschland erworbenes Vermögen treffen wird, muß er in seinem Testament die Erbfolge über sein Eigentum im besetzten Osten bestimmen.

Allerdings sollte hier anders verfahren werden als bei dem in Westdeutschland verfügbarem Vermögen. Zur Zeit ist nicht abzusehen, wann die Besatzungsmächte zur Räumung der deutschen Gebiete veranlaßt werden. Unter Umständen kann dieses Generationen dauern, bis die richtigen Eigentümer ihren Besitz in Ostdeutschland werden wieder antreten können.

Für das Grundvermögen in Ostdeutschland sollte deshalb allemal nur ein Kind, Enkel, Neffe usw. im Testament als Erbe bezeichnet werden, der dann selbst wieder angehalten sein sollte, wenn notwendig, ebenfalls in gleicher Weise einen Erben zu bestimmen usw., bis zum tatsächlichen Wiederantritt unseres Eigentums.

Es muß aber vermieden werden, daß das zu vererbende Eigentum durch mehrmalige Erbfolge nicht in mehrere Erbteile zersplittert wird. Es würde dadurch der Wiederantritt ihres Eigentums praktisch unmöglich oder für den einzelnen nicht interessant genug, um das Erbe anzutreten.

Es ist nicht nötig, daß die Testamente vor einem Notar abgeschlossen werden. Das Testament ist gültig, wenn der genannte Text einschließlich Datum, Ort und Unterschrift eigenhändig, handschriftlich vom Erblasser selbst geschrieben ist. Wichtig ist die Unterschrift, muß Name und Vorname enthalten. In diesem Fall entstehen dem Erblasser keine Kosten.

Nachstehend ist als Muster der Text eines Testaments aufgeführt. Durch entsprechende Abwandlung mit den Angaben des eigenen Falles kann danach jeder sein eigenes Testament aufsetzen.

Muster

Otto Müller

Düsseldorf, den 16. September 1975
Breslauer Straße 53

Mein Testament

Im Falle meines Todes erbt meine Ehefrau Hildegard Müller geb. Schneider als Vorerbin mein gesamtes Vermögen in Westdeutschland; Nacherben sind meine drei Kinder Walter Müller, Gerhard Müller und Elke Sommer geb. Müller, zu gleichen Teilen.

Über mein Grundeigentum in Ostpreußen verfüge ich wie folgt: Mein Grundeigentum und meinen landwirtschaftlichen Betrieb in Heinrichsdorf, Kreis Insterburg, Provinz Ostpreußen, Insterburger Straße 12, Grundbuch von Heinrichsdorf, Band 10, Blatt 33, Flur 29, Flurstücke 1–23 und Flur 31, Flurstücke 28–36 usw., insgesamt 135,76 ha, erbt mein Enkel Thorsten Müller, der Sohn meines Sohnes Walter Müller.

Mein Grundeigentum und mein Haus in Insterburg, Bismarckstraße 12, Grundbuch von Insterburg, Band 12, Blatt 245, Flur 17, Flurstück 24/8, 10,50 a, erbt meine Tochter Elke Sommer geb. Müller als Vorerbin, und ihre Tochter Heidrum Sommer als Nacherbin.

Für den Fall, daß meine Erben Thorsten Müller und Elke Sommer bzw. Heidrum Sommer wegen der bestehenden politischen Verhältnisse nicht in der Lage sind, das ihnen von mir vermachte Eigentum in Insterburg bzw. Heinrichsdorf anzutreten, sind sie gehalten, jeweils wieder nur einen Erben zu bezeichnen und sie zu veranlassen, gegebenenfalls ihrerseits ebenso zu verfahren, um eine Zerplünderung des Grundeigentums durch mehrmalige Erbfolge bis zum endgültigen Wiederantritt des Eigentums zu verhindern.

Soweit einzelne Bestimmungen des Testaments ungültig werden sollten, sollten trotzdem die angegebenen Verfügungen bleiben. Otto Müller

(Anmerkung der Redaktion: Dr. Oskar Eggert war langjähriger Sprecher der pommerschen Landsmannschaft.)

**Dies Wort dem Knecht zur steten Belehrung:
Volkes Recht kennt keine Verfährung!**

Was lange dauert, wird endlich gut

Diese Redensart wird durch unser Heimatbuch bestätigt, das inzwischen alle Vorausbesteller erhalten haben dürften. Von der frühgeschichtlichen Zeit bis zur Vertreibung enthält es neben den Geschichten der drei Städte Berichte über die Landwirtschaft, das Handwerk, die Wirtschaft und den Verkehr. Sagen und Geschichten und mancherlei Volkstümliches ist aufgezeichnet und werden so den kommenden Generationen erhalten. Eine große Zahl Bilder aus den Städten und vom Lande, nicht zuletzt die drei Stadtpläne und eine Kreiskarte, erhöhen den Wert des Buches.

Leider wird dieser Wert, besonders für die Tapiauer, durch einen groben Fehler der Druckerei erheblich geschmälert. Nicht nur die Tapiauer, auch sonstige Leser, werden kopfschüttelnd die Zusammenhänge der Seiten 247/248 und 250/251 suchen. Der Umbruch, wie fachlich die Seitenaufteilung genannt wird, ist falsch aneinandergereiht. Wie die Druckerei auf meine Beanstandung mitteilt, wäre der zur Prüfung eingereichte Umbruch ohne Korrektur und unbeanstandet zurückgekommen. Wie diese Fehler von dem Prüfenden übersehen werden konnten, ist unverständlich. Leider wurde nicht der Autor mit der Korrektur beauftragt, dieser große Fehler wäre mit Sicherheit vermieden worden. Auch sonstige Fehler und Druckfehler sind übersehen worden.

Auf meine Veranlassung sollte die Druckerei aufgefordert werden, die betreffenden Seiten in richtiger Zusammenstellung neu zu drucken und allen Beziehern des Heimatbuches zusenden. Da bisher keine Zusendung erfolgt ist, will ich den Lesern mit einer Angabe, wie der richtige Zusammenhang gelesen werden kann, helfen. Übrigens wollte die Druckerei den Fehler auf die gleiche Weise ausbügeln, was jedoch von der Kreisgemeinschaft abgelehnt wurde.

Auf Seite 247 lesen Sie bitte nach dem Namen „Glaubitz“ weiter auf Seite 250, Zeile 7. Vom Ende der Zeile 6 auf Seite 250 geht es weiter auf Seite 251, Zeile 8.

Auf Seite 15, Zeile 6, ist das „e“ in Karel zu streichen.

Auf Seite 60, Ziele 17, muß es Koddien statt Schievenau heißen.

Seite 209 ist Liven im vorletzten Absatz, letzte Zeile, zu streichen.

Seite 218 ist das Übersiedelungsjahr des Ordens in „1456“ zu ändern.

Seite 219, 3. Zeile von unten, von 1515 in 1525 ändern.

Seite 222, die Gattin Herzog Albrechts, war im Schloß Neuhausen verstorben.

Seite 225, Absatz 3, muß heißen Zohpen.

Seite 226, im letzten Absatz, muß es heißen „1873“, nicht 1973.

Seite 231, Ziffer 38, muß heißen Mistfahren.

Seite 279, Tapiau als Garnison, ist unvollständig. Es fehlen 34 Zeilen des Konzepts.

Seite 420, Zeile 2, Ziffer 3, muß es heißen: gegründet 1893 (letzter Direktor Hildebrandt).

Seite 450, Zeile 23, muß heißen „Ventikanten“.
Seite 487 Berichtigung der Bildunterschrift: „Friedhof der Familie von Perbandt innerhalb des alten Ringwalles auf dem Schloßberg im Langendorfer Park“.
Seite 489, Zeile 6, ist zu streichen 1254 oder
Seite 561, Zeile 23, muß heißen Gestalten, nicht Gewalten.
Seite 562, Zeile 20, „Gott ist hier und Gott ist dort“.
Seite 566, vorletzte Zeile: Tapiau nicht Taipau.
Seite 574, Zeile 7, muß heißen: „Fräulein Strahl“.
Seite 445, Zeile 7, muß heißen: Genslack und Zimmau.
Die Seiten 617 bis 632 sind nicht in allen Büchern vorhanden.

Trotz dieser Fehler sollte das „Wehlauer Heimatbuch“ in keiner Familie fehlen. Uns, die wir noch die Heimat erleben konnten, ist es eine wertvolle Gedächtnisstütze unserer Erinnerungen, den folgenden Generationen wird es die Liebe zum Land ihrer Väter wecken. Das Heimatbuch Wehlau kann über den Buchhandel bezogen werden.

Spendeneingänge vom 1. April bis 31. Oktober 1975

Walter Ackermann, Stade; Heinz-Günter Augurzky, Hamburg; Gertrud Adam, Berlin; Ilse Auth, Gelsenkirchen; Artur Androleit, Bad Zwischenahn; Gertrud Berg, Norden; Gerda Buttgerit, Nortorf; Vera Bohrmann, Calw; Otto Birkner, Liebenau; Franz Bessel, Hattingen; Marta Broschat, Kiel; Paula Ballnus, Kiel; Annemarie Balzereit, Bremen; Gertrud Bombien, Lemgo; Waltraud Becker, Vechta; Minna Becker, Rieden; Martha Beckereit, Berkin; Elsa Beutner, Olixdorf; Anna Ballnus, Berlin; Otto Bendig, Wiesloch; Johanna Berger, Stadtdendorf; Inge Bieltz, Heidmühle; Frieda Chittka, Heringsdorf; Richard Clemens, Kaiserslautern; Herbert Caspari, Witten; Rosemarie Clasen, Pinneberg; Johann Czubayko, Bad Pyrmont; Richard Deutschmann, Berlin; Margarete Diester, Norden; Magdalene Dörfling, Duisburg; Hildegard Dawert, Hamburg; Walter Deutschmann, Düsseldorf; Herbert Dannenberg, Köln; Willi Daniel, Schwelm; Brigitte Dulz, Hann.-Münden; Helga Dannhauser, Heidenheim; Walter Dittkrist, Lingen; Hilde Daus, Hamburg; Willi Daniel, Siebeneichen; Gustav Doebler, Hamburg; Helene Damerau, Giengen; Charlotte Dudda, Tübingen; Paul Elsner, Lengede; Fritz Ewert, Wiesloch; Dora Ellmer, Idstein; Christa Ermel, Harsefeld; Georg Eggert, Hess. Oldendorf; Charlotte Ewert, Bad Homburg; Erwin Enulat, Berlin; Fritz Enskat (ohne Anschrift); Erna Frohnert, Essen; Hanna Freutel, Wolfburg; Hans Flottroug, Rendsburg; Anna Feyerabend, Berlin; Brigitte Frank, Malente; Walter Fiedler, Winsen; Frida Fietz, Gagenau; Irmgard Ferno, Kuppenheim; Helmut Feyerabend, Bowenau; Anna Feyerabend, Bowenau; Fritz Freitag, Sit-

tensen; Heinz Färber, Detmold; Herta Fischer, Etelsen; Werner Feyerabend, Hamburg; Frieda Fischer, Süderbarup; Marta Gerund, Wedel; Otto Gronemeyer, Büdelsdorf; Frieda Gallein, Apensen; Liesbeth Gronau, Hämelerwald; Hildegard Gaebel, Gernsbach; Lisa Gudde, Berlin; Helga Gudlowski, Rheinfelden; Anni Gröning, Ratzeburg; Dr. Dr. Wilhelm Guderjahn, Hameln; Paul Grumblat, Stuttgart; Erich Gronberg, Ahausen; Frieda Glang, Kirchheim Gertrud Grübner, Berlin; Erich Grube, Scheeßel; Otto Gempff, Frankfurt; Paul Geschwandtner, Leutkirch; Berta Goebel, Aachen; Friedrich Gieseck, Köln; Paul Groß, Lüerdissen; Berta Godau, Norderstedt; Herta Grau, Hameln; Irene Gesewsky, Hamburg; Franz Haase, Rosengarten; Klaus v. Hippel, Staun; Fritz Hellmig, Neumünster; Kurt Hauschulz, Grünberg; Vera Herrmann, Eckernförde; Minna Hoffmann, Tangstedt; Gertrud Hildebrandt, Hannover; Walter Hinske, Bonn; Hegda Hauer, Gilten; Karl Herholz, Bremerhaven; Charlotte Hille, Schalksmühle; Marianne Held, Stuttgart; Ella Hoff, Salzgitter; Ruth Hackenberg, München; Maria Haberstroh, Hamburg; Margarete Haese, Bad Breisig; Anni Hellmuth, Lohr; Herbert Hess, Lübeck; Margarete Hartmann, Rotenburg; Johannes Hundertmark, Konstanz; Bruno Jackstien, Bad Zwischenahn; Lydia John, Pinneberg; Fritz Joseph, Maintal; Günter Joswich, Berlin; Emil Jahnke, Groß-erlach; Eva und Charlotte Jonetat, Mölln; Gertraude Jaeger, Rötsweller; Anna Jarosch, Mönchengladbach; Käthe Koschinat, Lahnstein; Christel Klampfers, Köln; Willi Krause, Reinfeld; Erika Koch, Kiel; Marta Kuhn, Rostrup; Anna Kaiser, Hoheneggelsen; Monika Klinke, Halstenbek; Anna Kaminski, Bramsche; Franz Kubert, Kaiserslautern; Kurt Kastein, Büchen; Berta Kühn, Wesel; Charlotte Koppetsch, Malente; Therese Kuhnke, Wuppertal; Edelgard Krehl, Münsingen; Käte Krieten, Bremerhaven; Anna-Maria Kruck, Bremen; Ernst Kirbus, Bielefeld; Willi Krohnke, Kiel; Erich Karlisch, Braunschweig; Klaus Kasimir, Braunschweig; Margarete Kraft, Wasbek; Emma Moehrke, Rossert; Charlotte Koss, Tuttlingen; Helene Klipfel, Hamburg; Anna Klischewski, Wesseling; Charlotte Korsch, Kaltenkirchen; Erich Krause, Waldbrunn; Franz Klein, Ratekau; Herta Keller, Impekoven; Elisabeth Krause, Berlin; Wilhelm Kolb, Heilsbrunn; Walter Korsch, Adensen; Bruno Komm, Koselau; Erna Klein, Straelen; Rita Klotz, Erwitte; Fritz Kristan, Rötsweller; Luise Kroll, Karlsruhe; Berta Kaiser, Essen; Meta Kohlberger, Stadt Allendorf; Anna Kemsies, Duisburg; Max Kaminsky, Oldenburg i. A.; Kurt Kratel, Burghausen; Eveline Lembke, Bremen; Irmgard Liers, Bad Hersfeld; Hildegard Lindemann, Berlin; Otto Lau, Fritziar; Helmut Lemke, Fellbach; Meta Laukant, Berlin; Frieda Liedtke, Norderstedt; Frieda Lewald, Meezen; Gertrud Lukat, Hamburg; Ernst Link, Hemmingen; Otto Lau, Wanne-Eickel; Margarete Lohrenz, Scheeßel; Helene Laschat, Ratzeburg; Walter Lipp, Geesthacht; Elfriede Lengnick, Lübeck; Gerda Micheel-Bisch, Berlin; Manfred Minuth, Hameln; Siegfried Monzien, Bogota; Hans Peter Mintel, Ahrensburg; Hellmut Möhrke, Celle; Hermann Mertsch, Hilter; Kurt Meyrahn, Viersen; Kurt Müller, Bruchsal; Friedrich Mohr, Bad Herrenalb; Ulrich Masuhr, Marl; Eva-Maria Müller, Wetter; Erna Mähren, Solingen; Siegfried Müller, Lübeck; Eva Mikoleit, Nordhorn; Konrad Mai, Kiel; Herta Mielke, Mainaschaft; Gertrud Müller, Timmendorf; Fritz Mahnke, Mooregge; Helmut Münchow, Bad Salzschlirf; Ursula May, Mettmann; Walter Morgenroth, Walsrode; Otto Müller, Darmstadt; Ilse Marzian, Scheeßel; Lieselotte Neumann, Ilten; Fritz Neumann, Eutin; Christel Neher, Wasserberg;

Therese Noruschat, Wesel; Elfriede Nickel, Schleswig; Gisela Neumann, Kiel; Anna Neumann, Darmstadt; Hilde Nehring, Berlin; Gertrud Ney, Oldenburg; Christel Ney, Berlin; Paul Nowek, Stadthagen; Ernst Neumann, Hannover; Fritz Neumeier, Wendhausen; Reinhold Neumann, Dortmund; Charlotte Newinger, Berlin; Ruth Ogonowski, Hamburg; Otto Omet, Bremerhaven; ohne Namen, Reinbek; Hanna Olearius, Hamburg; Franz Prange, Kiel; Elise Pinsch, Siekenhofen; Edith Prusak, Chicago; Gertrud Poschmann, Winnhöring; Lotti Poepping, Hamburg; Horst Papin, Winsen; Ewald Pauloweit, Neumünster; Hartmut Peterson, Sinzig; Gerhard Petruck, Münster; Fritz Pogoda, Brakel; Paul Pustlauk, Bielefeld; Walter Pinsch, St. Augustin; Christel Peterson, Koblenz; Renate Powitz, Haldesheim; Walter Pauly, Detmold; Robert Quednau, Zeven; Lieselotte v. Queis, Hamburg; Irmgard Rosenfeld, Braunschweig; Joachim Rudat, Moor-egge; Werner Radtke, Wolfsburg; Heinz Raufeisen, Düsseldorf; Lotte Riegert, Neustadt; Erich Rose, Lübeck; Gertrud Rohde, Hannover; Ernst Rowinski, Hamburg; Günter Ramm, Sulingen; Ernst Riemann, Reinfeld; Rubbel?, Elms-horn; Werner Rosenberg, Wedel?; Grete Rudat, Nußdorf; Herbert Rudas, Eschmar; Irmgard Rogge, Bad Vilbel; Frieda Ragowski, Bäsweiler; Frieda Riebensahm, Singen; Heinz Ruloff, Stuttgart; Emil Raabe, Börnsen; Horst Salecker, Gelsenkirchen; Lisbeth Stripling, Rheine; Helene Struve, Bückeburg; Else Schenkluhn, Jevenstedt; Herta Staufebeyl, Dortmund; Anni Schulz, Northeim; Anni Skronn, Bissendorf; Dr. Erwin Schatz, Bremen; Herbert Schemmerling, Bonn; Bruno Schulz, Hamburg; Helene Sprengel, Stuttgart; Käte Schlingelhoff, Han.-Münden; Fritz Schaugies, Hameln; Alfred Schwarz, Leichlingen; Liesbet Schäfer, Tailfingen; Fritz Seidenberg, Gütersloh; Elfriede Schöler, Möllin; Gerda Schumacher, Hildesheim; Maria Stoermer, Bremerhaven; Heini Schergaut, Hannover; Alfred Schlien, St. Georgen; Elsa Senger, Dören-trup; Erna Schwegat, Bremen; Günther Schmidt, Oldeslohe; Friedel Sohr, Frankfurt; Alfred Schikowski, Duisburg; Charlotte Steckert, Hannover; Karl Schlupp, Neumünster; Ursula Stoffert, Bad Homburg; Otto Stoermer, USA; Herbert Schergaut, Stade; Oskar Schlokat, Kemnath; Erich Schmidt, Hess. Olden-dorf; Hildegard Schoof, Olpe; Lotti Schorlepp, Buxtehude; ohne Namen, Postscheckkonto 165094-706 Stuttgart; Irmgard Szidat, Heikendorf; Otto Skilan-dat, Lüneburg; Selma Schramm, Pinneberg; Siegfried Schindelmeiser, Preetz; Lothar Suhrau, Berlin; Walter Schweiß, Oldeslohe; Käte Sprengel, Öhringen; Margarete Schadwinkel, Ratzeburg; Gertrud Stern, Köln; Elfriede Sprengel, Hannover; Erich Sattler, Celle; Elfriede Stoermer, Rotenburg; Erna Schar-macher, Niederzissen; Gustav Truschkat, Bielefeld; Käthe Tunat, Heidelberg; August Ting, Werdohl; Till Fritz, Berlin; Till H.?, ?; Walter Tiedemann, Groß-ostheim; Maria Trokowski, Berlin; Irmgard Urbach, Oldenburg; unbekannt, Postscheckkonto 237690 Hamburg; Anna Voss, Bad Homburg; Elfriede Vogel, Düsseldorf; Anna Walter, Remscheid; Eva Wagner, Winterlingen; Ursula Weiss, Syke; Ulrich Weller, Dingstrup; Hedwig Wolter, Herten; Hans-Heinrich West, Scharbeutz; Lilo Wilk, Hamburg; Martin Weller, Bremen; Hans Weißfuß, Salem; Dr. Helmuth Weber, Hamburg; Bernd Wöbke, Kiel; Hildegard Wittenberg, Solms; Otto Weinreich, Xanten; Friedel Wiichert, Hamburg; Margarete Wersch-at, Berlin; Anna Walter, Schleswig; Ernst Wagner, Lüneburg; Maria Wald, Dormagen; Wilhelm Wegner, Bremen; Ernst Weißel, Berlin; Georg Zuehlsdorf, Wolfshagen; Irmgard Zimmermann, Lüneburg; Walter Zaleike, Rellingen.

Der Heimatbrief dankt allen Spendern herzlich und bittet, den Absender deutlich mit Vor- und Familiennamen zu versehen. Wenn in der Liste ein Name fehlt, so liegt es daran, daß die Schrift unleserlich war oder der Name fehlte. Auch bittet der Heimatbrief dringend, jeden Wohnungswechsel unbedingt mitzuteilen, nur so kann eine lückenlose Belieferung erfolgen.

Wir gedenken der Heimgegangenen

1975

12. 3. Georg Riemann (74) aus Nickelsdorf, zuletzt 3423 Bad Sachsa 1, Lindenstraße 21
31. 3. Georg Müller (81) aus Adl. Richau, zuletzt 428 Borken 2, Klosterdiek 7
15. 4. Berta Hoff geb. Kalk (76) aus Plauen, zuletzt 7067 Urbach, Untere Seehalde 48
25. 4. Max Kinsky (81) aus Kavernicken, zuletzt 675 Kaiserslautern, Paul-Münch-Straße 7
30. 4. Hedwig Ewert geb. Schenkluhn (89) aus Tapiaw, zuletzt 2371 Jevenstedt
4. 5. Gustav Glaß (78) aus Wehlau, Gasthof zur Ostbahn, zuletzt 2904 Sandkrug, Kurfürstendamm 11
8. 5. Gertrude Emmenthal geb. Schlien (78) aus Kl.-Engelau, zuletzt 2081 Hemdingen, Barmstedter Straße 20
- im Mai Martin Donner (53) aus Sanditten, zuletzt Augsburg
10. 6. Anna Hopf (88), Konrektorin i. R. aus Allenburg, zuletzt Marburg
11. 6. Margarete Wrobel geb. Reinhardt aus Wehlau, zuletzt 5039 Köln-Rondorf, Kolberger Straße 45
27. 6. Karl Weiß (72), Bauassessor, Marineoberbaurat a. D. aus Tapiaw, zuletzt 347 Höxter/Weser, Parkweg 1
- im Juni Charlotte Walter (80) aus Dettmitten, zuletzt 238 Schleswig, Memeler Straße 16
2. 7. Maria Stoermer geb. Venzke (75) aus Imten, zuletzt 285 Bremerhaven 1, Schillerstraße 67
10. 7. Helene Röing geb. Achenbach (85) aus Wehlau, Kirchenstraße 28, zuletzt 7 Stuttgart 10, Johannesstraße 21

18. 7. Franz Seifert (83) aus Großhof bei Tapiau, zuletzt 406 Viersen, Düppelstraße 38
19. 7. Max Wallat (84) aus Tapiau (und Labiau), zuletzt 1 Berlin 41, Dalandweg 25
23. 7. Helene Boiz (93) aus Wehlau, Parkstraße, zuletzt 726 Calw-Heumaden, Am Rollgraben 9
30. 7. Gustav Klung (88) aus Wehlau, zuletzt 24 Lübeck, Margaretenstraße 37
6. 8. Marie Andres geb. Neumann (80) aus Gr. Allendorf, zuletzt 3 Hannover-Isernhagen-Süd 51, Im Eichholz 10
4. 9. Fritz Romeyke (78) aus Nickelsdorf, zuletzt Köln 80 (Mülheim), Regentenstraße 25
16. 9. Karl Weinberg (80) aus Paterswalde, zuletzt 2852 Kührstedt 2 über Brømerhaven
16. 9. Frieda Ermel geb. Mohnstein (74) aus Perkuiken, zuletzt 2165 Harsefeld, Schulweg 1

Familiennachrichten

Wir gratulieren zum Geburtstag

1975

8. 4. Fritz Riegert (81), Lehrer i. R. (aus Tilsit), Lehrer in Pampuschienen (später Grauden), Herdenau, Waschingen Leveste, jetzt 3007 Gehrden-Northen, Im Brande 8
13. 4. Anna Schaefer geb. Haarbrücker verw. Schorlepp (80) aus Wehlau, Paterswalde und Königsberg/Pr., jetzt 217 Hammor, Herrlichkeitstraße 91
1. 5. Emmy Patommel (84) aus Wehlau, Neustadt 8 a, jetzt 2408 Timmen-dorfer Strand, Amselweg 11
7. 5. Fritz Hellwig (85) aus Wehlau, jetzt 235 Neumünster, Tizianstraße 5

7. 5. Frieda Glang (75) aus Kühnbruch, jetzt 6719 Kirchheim, Weinstraße Nord 48
26. 5. Karl Plep (95) aus Szillenberg bei Goldbach, jetzt zu erreichen über Familie Wenk, 2 Hamburg 76, Lübecker Straße 82
12. 6. Reinhold Weidner (75) aus Allenburg, jetzt 2211 Lägerdorf, Schillerstraße 5
25. 6. Albert Lowski (83) aus Schenau ?, jetzt 24 Lübeck, Folke-Bernadottestraße 29
14. 7. Fritz Neumann (75) aus Wehlau, jetzt 242 Eutin, Schweriner Straße 2
24. 7. Walter Hoffmann (75) aus Lischkau ?, Kreis Wehlau, jetzt 6922 Meckesheim, Industriestraße 11
27. 7. Wilhelmine Milewski geb. Kruck (88) aus Wehlau-Altwalde, jetzt bei ihrer Tochter Charlotte Dudda, 74 Tübingen, Amselweg 82
27. 7. Fritz Naujock (87) aus Wehlau, jetzt 24 Lübeck, Beim Drögenvorwerk 20
31. 7. Richard Titz (88), Schmiedemeister aus Reinlacken, jetzt 7737 Bad Dürrheim, Friedrichstraße 14
- . 3 8. Herbert Kriwath (75), Kirchenrat aus Petersdorf, jetzt 1 Berlin 38, An den Hubertshäusern 8 a (Pfarrer an der Jerusalemkirche und neuen Kirchengemeinde)
4. 7. Friedrich Krause (89) aus Tapiau, jetzt 7903 Laichingen, Weberstraße 37
7. 7. Rudolf Holland (85), Pfarrer (aus Altstadt, Kreis Mohrungen) und als Pfarrer in Grünhayn, jetzt 75 Karlsruhe, Luisenstraße 31
8. 7. Marta Goetz aus Tapiau und Kapkeim (75), jetzt 318 Wolfsburg, Halbhof 3
4. 8. Anna Schlien (88) aus Paterswalde, Wehlau (und Königsberg/Pr.), jetzt bei ihrem Sohn Hans Schlien, 2 Hamburg 74, Moorfleeter Deich 379
9. 8. Therese Jakobeit geb. Lessau (80) aus Weißensee, jetzt 2340 Kappeln/Schlei-Mehlby, Grüne Straße 32
13. 8. Wilhelm Witte (91) aus Zargen, Gem. Sanditten, Wehlau, Reichertsvalde und Lipa, jetzt 34 Göttingen, Fichtenweg 17, seine Ehefrau wurde am 22. 8. 80 Jahre alt.
11. 8. Käthe Arndt (99) aus Schönbruch und Tapiau, jetzt 344 Eschwege, Altersheim am Brückentor
2. 8. Charlotte Scharmacher (70) aus Wehlau, jetzt 21 Hamburg 90, Eissendorfer Straße 10 A II
22. 8. Henriette Lau geb. Broszeit (87) aus Ilmsdorf, jetzt 74 Tübingen, Altersheim „Haus am Osterberg“ Hundskapfklinge 30–38

14. 8. Martha Neumeier geb. Neumann (75) aus Rauschnicken, jetzt 3306 Lehre-Wendhausen, Königsberger Straße 5
15. 8. Fritz Kloß (75) aus Fuchshügel, jetzt 33 Braunschweig-Melverode, Schweidnitzstraße 2
20. 8. Thea Kurschat (84) aus Fuchshügel, jetzt 2433 Grömitz 2 (Cismar), Bornkamp 14
25. 8. Hellmuth Möhrke (90) aus Allenburg, jetzt 31 Celle, Lüneburger Straße 36
27. 8. Marie Haberstroh gen. Mietze Geduhn (75) aus Wehlau, Grabenstraße 15, jetzt 2 Hamburg 60, Wesselyring 27
29. 8. Johanna Berger geb. Deblitz (93) aus Genslack, jetzt 3457 Stadtoldendorf, Homburger Stieg 10
3. 8. Elfriede Kornblum (70) aus Colm, jetzt 6272 Niederhausen i. Ts., Jasteiner Straße 24
15. 7. Johanna Tenke (90) aus Weißensee, jetzt zu erreichen über Eva Naujok, 3079 Hoyesinghausen, Kreis Nienburg/Weser, Hausnummer 115
10. 9. Herta Kallweit (91) aus Weißensee, jetzt 7 Stuttgart-Rot, Prevorster Straße 22
15. 9. Minna Becker geb. Schupries (75) aus Allenburg, jetzt 8959 Rieden
17. 9. Walter Rusch (80) aus Imten, jetzt 433 Mülheim (Ruhr) 12, Surnsbank 9 über Füssen (Allgäu)
19. 9. Ernst Wittschorek (75), Landwirt aus Tiefentamm, jetzt 493 Detmold 17, Heidental 10
21. 9. Richard Matern (85) aus Nickelsdorf, jetzt bei seiner Tochter Eva Rühling, 3436 Hess. Lichtenau, Teichstraße 1
20. 9. Auguste Skott (88) aus Ripkeim, jetzt 355 Marburg, Dürerstraße 30
21. 9. Gustav Schön (85) aus Friederikenruh, jetzt 522 Waldbröl, Heidbergweg 1
26. 9. Emilie Wagner (88) aus Wehlau, jetzt 8872 Burgau (Schwaben), Altenheim
1. 10. Heinrich Scheffler (84) aus Wehlau, jetzt 2 Hamburg 67, Klabundeweg 14
2. 10. Kurt Hauschulz (80), General a. D. aus Taplau, jetzt 631 Grünberg, Am Färbgraben 8
10. 10. Fritz Tamoschat (70) aus Drusken bei Schirrau, jetzt 3532 Hardehausen, Post Scherfelde
1. 11. Gustav Jakobeit (89), Landwirt aus Weißensee, jetzt 234 Kappeln/Schlei-Mehlby, Grüne Straße 32

26. 11. Margarete Hartmann geb. Stoermer (75) aus Tapiau, jetzt 213 Rotenburg (Wümme), Gerberstraße 15
21. 12. Anna Buch geb. Jordan (80) aus Wehlau, jetzt 1 Berlin, Solinger Straße 1
27. 12. Gustav Truschkat (79), jetzt 48 Bielefeld 17, Fohlenwiese 23

In Weihnachten denken =

das Heimatbuch schenken!

Goldene Hochzeit

4. 9. Fritz Hennig und Frau Gertrud geb. Radtke aus Behlacken, jetzt 4 Düsseldorf, Worringer Straße 77
5. 10. Fritz Riemann und Frau Lisbeth geb. Blank aus Frischenau, jetzt 8754 Großostheim/Ringheim, Sonnenstraße 13
19. 10. Karl Daniel und Frau Erna aus Blumenau ?, Kreis Wehlau, jetzt 2305 Neuheikendorf, Köppensiedlung

Glückwunsch zum Abitur

Barbara Gempf, Tochter des Amtmanns i. R. Otto Gempf und Frau Elfriede geb. Muhl aus Wehlau, Parkstraße 7 (und Königsberg/Pr. und Gelsenkirchen), jetzt 6 Frankfurt am Main, Breslauer Straße 19, bestand am Schillergymnasium in Frankfurt am Main das Abitur.

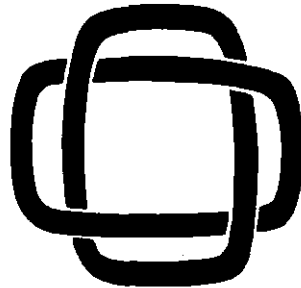
Christiane Weißfuß, Tochter des Hans Weißfuß aus Grünhayn, hat im April das Referendar-Examen für Realschullehrer an der PH Reutlingen bestanden. Und der Sohn Wolfgang Weißfuß hat im Mai das Abitur am Gymnasium Überlingen bestanden. Studium: Medizin. Jetziger Wohnort des Hans Weißfuß 7777 Salem 2, Stettiner Straße 5.

Achtung! Die Anschrift unserer Kartei hat sich geändert. Bitte notieren: Frau Inge Bleilitz, 2941 Reepsholt/Ostfriesland, Hausnummer 226, Tel. (04468) 387

Wer laufend den Heimatbrief erhalten will, muß schon 40 Pfennige opfern und beim Umzug seine neue Anschrift der Redaktion mitteilen!

Nicht nachlassen!

**Halte Verbindung
nach drüben!**





Im russisch besetzten Tapiau

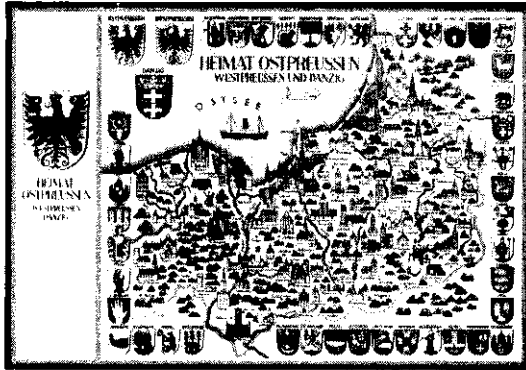
Im Hintergrund links Alumnat der Gärtnerlehranstalt, daneben Verwaltungsgebäude der Heil- und Pflegeanstalt. Im Vordergrund von den Russen erbautes Haus. Neu ist auch die „geteerte“ Straße



Gutshaus Langendorf

„Spielend“
das Bild
der Heimat
zusammen-
setzen

mit dem
schönen bunten
Puzzlespiel



Heimat Ostpreußen

350 Teile, 49 x 36 cm, 12.— DM

Nach einer künstlerischen Bild- und Wappenkarte, prächtiger Mehrfarbendruck. Schachtel mit bunter Bildvorlage, foliengeschützt. Stück für Stück kann sich hier das Kind das Bild der Väterheimat zusammensetzen. Namen und Begriffe prägen sich ein. So macht Heimatkunde Spaß und Freude. Und die Erwachsenen werden begeistert sein. Zu beziehen durch die

EUROPA-BUCHHANDLUNG, 8 München 44, Postfach 284

Empfehlenswert

Wie in früheren Jahren ist auch für 1976 der Bildpostkarten-Kalender im Verlag Rautenberg, Leer, „Ostpreußen im Bild“ erschienen. Unter den Bildmotiven befindet sich auch eins von Wehlau. Es zeigt einen nicht oft wiedergegebenen Ausschnitt vom Markt mit Rathaus. Im gleichen Verlag ist erschienen und dort erhältlich: Das von der Kreisgemeinschaft herausgegebene „Heimatbuch Wehlau“, 640 Seiten stark, mit vielen Abbildungen und Karten. Im Feuer geprüft von Hugo Linck (ehem. Pfarrer in Wehlau). Ein besinnliches Buch, das eine Vielzahl farbiger Zeichnungen von ostpreußischen Kirchen enthält.